830.8
J95
x.5

PETER DÖRFLER

Marienseele

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
830.8
J95
v. 5

Return this book on or before the *Latest Date* stamped below. A charge is made on all overdue books.

U. of I. Library

MAR 31 '39
JUN 7 1958

9324-S

DER JUNGE TAG

Eine Auswahl
aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von
Dr. Heinz Brasch

*

Band 5
Peter Dörfler

*

Peter Dörfler

Marienseele

1929

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Inhalt

Marienseele 5
Des Vaters Hände 34
Der tote Löffel 40
Friede 50
Nachwort 66

Copyright 1927 by Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G., München

PRINTED IN GERMANY
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

830.8
J95
v.5

Marienseele

I.

Der Werktagsschritt der Arbeit lärmte aus dem in sommerlicher Morgenkühle daliegenden Bauernhof. Aus den geöffneten Ställen stampfte und brüllte das Vieh, schwere Karren polterten dampfumhüllt aus den Türen, und das alte Scheunentor krächzte, sang und pfiff, als es sich in langsamer Wucht auftat.

Da kam die Bäurin aus der Küche, und als gälte es für die Ruhe eines Schwerkranken zu kämpfen, beschwichtigte und schalt sie: „Aber Leute, Kinder, was ist das für ein Brauch! Man muß sich ja schämen, wie ihr poltert!" Dem Roßbub Jakob, der pfeifend die Pferde striegelte, gab sie einen Klaps. „Du, die Vögel, die so früh singen, holt am Abend die Katz!"

Das Gesinde wie Söhne und Töchter staunten kopfschüttelnd: „Was ist denn heute über die Mutter gekommen? Wie eine Hummel schießt sie über den Hof!" Sogar der einfältige Jakob, dem sonst die Bäurin bald nach dem Herrgott kam, wagte zu brummen: „Wir können doch nicht Filzpantoffeln anziehen!"

723110

Aber nach einer Weile, als er bei den zwinkernden und flüsternden Leuten ein wenig herumgehorcht hatte, kam in sein rundes Rostmückengesicht auf einmal ein pfiffiger Zug. Ein Wort war ihm zugeflogen, das auch ihm das Rätsel aufhellte. Er schnalzte mit den Fingern, spuckte aus und befreite sich von seiner Spannung durch Ausrufe: „Ei ja, jetzt — 's Büeble! Da liegt der Has im Pfeffer... Aha, Spatz!... Jetzt ... das geht mir ein! ... 's Büeble! Hm, hm!"

Das Wort war um und um durchs ganze Haus geflogen, ehe es zu Jäkele gefunden hatte. Alle begriffen und verstanden längst, warum sie heute Filzpantoffel und Maulkörbe tragen sollten: 's Büeble! Der Hund an der Kette selbst schien zu gähnen, als er von der Mutter zur Ruhe gewiesen wurde: A ja, 's Büeble.

Aber er bellte darauf erst recht. Jäkele hatte seine Erkenntnis so lustig gemacht, daß er seine grellste Weise pfiff, und auch dem Gesinde schien es nun erst eine Lust, das Stadeltor krächzen und die Türen krachen zu lassen. Aber endlich wurde der Hund losgekettet. Alle waren gerüstet, um auf die Wiese zu gehen. Thomas, der älteste Sohn, der sich beinahe schon als Bauer fühlte, schritt ihnen voraus, den Garten hinan, und sie zogen in stolzer Reihe, Sensen und Rechen geschultert, unter den krummen Apfelbäumen hin, schlugen das Gartenpförtlein zu und versanken endlich, tiefen Frieden hinter sich lassend, tiefe, mitternächtige Ruhe in allem Sonnenglast. Nur Jäkele, der das Wasser nachzutragen hatte, prustete noch einmal durch die Stille eine Straße von Geschnauf und Gebrumm: Aha, Spatz, 's Büeble!

Als die Mutter seelenfroh wie über ein abgezogenes Gewitter den Brunnen, wo sie noch eine kleine Zeit lang wusch, verließ und in den Flur zurücktrat, da hallte es wider vom Krachen der alten verlechzten Stiege. Und

sie hat doch eben sogar noch ein Husten, das sie anwandelte, unterdrückt.

So ist also alle Beschwichtigung umsonst gewesen! Er ist wach geworden und aufgestanden; der Vogel, dessen Nest sie behütet, verläßt das Nest.

Auf der Treppe, in halber Höhe, stand ein hochgewachsener Jüngling in Hemd und Hose, aber einen Zwicker auf der Nase und ein offenes Buch in der Hand. Über ihm hatte er eben vergessen, weiter zu wandern, und verhielt sich auf einem Bein, zwirbelte den blonden, dünnen Schnurrbart und murmelte wie ein Zauberer. „Warum bist du denn nicht liegengeblieben," klagte die Bäurin, „jetzt, wo du den Frieden Adams im Paradies hättest! Haben sie dich aufgeweckt, ja bei uns könnte ein Toter nimmer schlafen, wenn einmal alle Stiefel umgehen! Guten Morgen, Büeble!"

So war also der junge, hager aufgeschossene Student das Büeble, für dessen ungestörten Schlummer die Mutter an diesem Morgen so erfolglos gekämpft hatte. „Und schon wieder ein Buch vor den Augen! Die armen Augen! Hab' dich doch die halbe Nacht über mir gehört, auf und ab, gewiß immer mit dem Buch! So fall' mir doch nicht die Stiege herab! Komm endlich ins Stübchen. Der Kaffee steht im Rohr bereit! Und, he, Max, einen guten Morgen!"

Der Student schien nur so von ferne zu merken, daß er angesprochen war, und gab den wiederholten Guten Morgen wie im Halbschlaf murmelnd zurück. Nach einigem Zaudern tappte er aber endlich weiter und trat ins Stübchen, wo alsbald die geblümelte Schale dampfend vor ihm stand, dazu Brot und frische Butter.

Aber während er einbrockte und löffelte, angelten die Augen aus dem dicken Buch noch Paragraphen. Ihnen allein gehörten Augen und Aufmerksamkeit.

Die Mutter stand ein wenig gekränkt vor ihm und betrachtete ihn eine Zeitlang schweigend. In ihr grollte eine richtige Strafpredigt. Aber nein, so durfte sie ihm heute nicht kommen. War doch der kurze Urlaub des Sohnes zu Ende. Morgen zog er wieder davon, und dann, nach dem Examen, war er nicht einmal mehr Student, und mit den Vakanzen hatte es ein Ende. So wie diesmal, kam es ihr vor, war er noch nie in Ferne und Fremde hinausgezogen.

Sie bezwang sich also und schmollte nur neckisch: „He, Max, der Doktor sagt, auch das Essen verlangt den ganzen Mann. Beim Essen die Augen futtern und lesen, das bekommt nicht ... das schickt sich auch nicht, sagt man wenigstens bei uns."

Als er aber, die Daumen in den Ohren, wie taub und versteinert dasaß, nahm sie ihm mit einem flinken Ruck das Buch weg.

„Erlaube, Max, daß ich deinen Vorleser mache, bis du dem guten Milchkaffee und dem feinen Rahm — das hast du gar nicht gemerkt — Ehre angetan hast!"

Sie las das Latein ein wenig umständlich, manchmal wie ein Abcschütze, und bat ihn dann, das Gelesene zu übersetzen.

Aber Max schien übelgelaunt: „Das hat keinen Wert!" murrte er, „das versteht Ihr doch nicht!"

„O du mußt nicht so großartig tun, als ob es eine reine Hexerei wäre. Ich fürchte mich nicht so geschwind, bin immer gern Schülerin gewesen!"

„Wie soll ich Euch diese Sätze ausdeuten! Ich kann Euch doch nicht ins römische Recht einführen!"

„Es käme auf eine Probe an. Aber nein — eine solche Einfalt bin ich nicht. Versteh', ich möchte nur ahnen, womit du dich Tag und Nacht plagst, nur — ahnen und

begreifen, wohin dich das alles trägt. Ich weiß ja noch nicht einmal recht, wo du hinauswillst. Sie fragen mich immer, ob du Advokat werdest!"

Der Student runzelte gequält die blasse Stirn. „Auch das kann ich Euch nicht sagen. Vielleicht ja! Es kommt aber alles auf das Examen an!"

„Vielleicht Advokat!" rief die Mutter bedauernd. „Weißt du, daß ich nichts so gefürchtet habe, als wenn der Vater selig zum Advokaten gelaufen ist! Und wenn ich in dieser Sache ein Wörtlein drein reden darf... Ich muß immer an das böse Sprichwort denken: Das wollen wir schon kriegen, sagte der Advokat; da meinte er das Geld."

„Mutter, von solchen Dingen versteht Ihr nichts!"

„So hat mich schon dein Vater immer abgespeist. Aber wir zwei haben uns doch immer verstanden — über Berg und Tal weg verstanden. Es scheint mir diese Zeit ... ich weiß nicht..." Schon reute sie der leidig verdrossene Ton. Sie nahm zärtlich seine beiden Hände und sagte innig: „Max, du bist doch sonst nie so gewesen, hast mir all deine kleinen und großen Geschichten anvertraut, und nun tust du auf einmal, als seiest du ganz welsch geworden und so abgründig gescheit und deine Mutter so nachteinfältig, warum das nur, woher kommt das bloß?"

Er schüttelte unwillig den Kopf und wandte sich ab, aber sie ließ nicht von ihm, schaute ihn mit schmerzlichem Lächeln an und seufzte: „Mein Max, du weißt nicht, was ich immer für ein Heimweh nach dir habe, wenn du fort bist. Wie du auf der Schule warst, habe ich es kaum erwarten können, bis du heimkamst, und jetzt bist du da und doch immer wie hinter Mauern. Jetzt muß ich erst recht Heimweh leiden. Ich hab' mit dir noch gar kein gescheites Wort reden können."

Max wurde nun rot vor Verlegenheit: „Wißt doch, daß ich das Staatsexamen vorbereiten muß", suchte er sich zu verteidigen.

Aber er entrann ihr nicht: „Försters Rasso muß das auch, und der hat nicht nur ein Bröcklein Zeit für seine Leute übrig, der kann sogar noch Simabauers Annaliesl den Hof machen. Der Rasso ist doch nicht gescheiter als du!"

„Jawohl, das ist er", machte Max mit unleidig trotziger Miene.

Aber die Mutter lächelte selig-ungläubig, schüttelte den Kopf und sagte: „Mach mir nichts vor!" Und sie fuhr ihm mit guter Hand über das Stachelhaar und schmeichelte mit einem Vertrauen, das ihn rührte: „Ja, sag' mir doch nichts! Wer hat's zum Wegwerfen wie mein Max!"

Er hatte aber dabei wieder sein Buch an sich genommen, und wie ein Schlafsüchtiger allen Aufmunterungen zum Trotz immer nochmal in die Dämmertiefen sinkt, so verstrickten sich seine Gedanken unrettbar in die Probleme des lockenden Studiums. Er hatte dabei ein finsteres, hartes, ja hochmütiges Aussehen. Und so fremd erschien der abgewiesenen Mutter dieser Kopf mit der verkrampften Stirn, daß sie unwillkürlich vor sich hin murmelte: „Es kommt schon noch einmal so weit, daß ich ‚Sie' zu ihm sagen muß!"

Aber da fuhr Max auf und rief ungeduldig: „Mutter, Ihr quält mich! Ihr solltet doch einsehen, daß ich rein an nichts anderes mehr denken kann als an mein Examen. Die ganze Zukunft hängt an ihm! Ihr wollt doch keinen verstickten Fretterssohn! Keinen armseligen Tropf, der ewig auf Eurer Schüssel sitzt! Bin ich's nicht auch dem Vater selig schuldig, etwas zu leisten? Der war in seiner Art immer und überall vornedran!

Und es ist mein Ehrgeiz, auch vornean zu kommen... Mutter — er warf sich zurück und schlug die Beine übereinander —, habt Ihr schon einmal ein Rennen gesehen, und hat's Euch schon einmal da innen geklopft, wenn es ans Ziel geht? Wißt, da hetzt jeder sein letztes Feuer dran. Da schwitzt und schnauft es dahin, als ginge es auf Leben und Tod! Also denn — ich bin am Endkampf, ich soll durchs Ziel — an der Spitze! Und da gibt es nichts anderes als: das Ziel. Da muß sogar die Peitsche heraus. Mutter, ich darf kein Hindernis mehr kennen! Das letzte Schmalz — —"

Er brach plötzlich ab, sprang auf und schlug in die Hände, als wollte er wirklich die Peitsche hören.

„Aber was plädiere ich da," rief er dann, „so als führte ich schon meinen ersten Prozeß. Zum Donner, ich verschwatze meine schöne Zeit!"

Einen Augenblick lang steckte er den Kopf durch das Fenster, dann bot er seiner Mutter beide Hände dar: „Die Pflicht ruft," lachte er scherzhaft pathetisch, „sie reißt mich in die Weite. Aber nur für eine kleine Zeit. Wenn ich einmal das Examen hinter mich geschmissen habe, dann füttere ich all Eure Neugierde, gebe Euch ganze Festtafeln tagelang, und Ihr dürft mich ausfragen wie ein Beichtvater oder wie ein Professor. Ich werde meinen Mann stellen. Aber jetzt heißt es pauken, Mutter, pauken und büffeln, daß die Augen herausquellen! Heute sei der Wald mein Studierzimmer!"

Aber die Mutter, die dem Verdrossenen scherzhaft begegnet war, zeigte sich über den Scherzenden seltsam erschrocken. Sie stand auf und trat mit vorgeneigtem Kopf und zürnenden Augen vor ihn hin: „Neugierde? Schwatz nennst du meine Angst und meine Sorge? Wie ein Beichtvater sollte ich, weiß Gott wann einmal,

fragen dürfen? Wenn es mir aber jetzt eine Gewissenssache ist und ich Recht und Pflicht zum Fragen hätte: zum Beispiel was ist es denn mit der Lorelei?"

Max war wieder rot geworden. Doch umfaßte er seine Mutter übermütig und sagte schmeichelnd: „Wenn es nichts Schlimmeres ist. Diese Sorge kann ich Euch auf der Stelle abnehmen. Ich will nichts weiter sagen als: die Lorelei ist auch für mich ein Märchen: Es war einmal. Und hiemit könnt Ihr mich wohl entlassen! Die Sonne kommt schon hoch. Hinaus in Stille und Einsamkeit! Habt keine Angst um den Einsiedel am Busen der Natur!" Die Mutter lächelte ein wenig schmerzlich, ein wenig beglückt an ihm empor, aber sie bedauerte: „Siehst du, so kann man dich nie haben! Du bist nur noch wie ein Logiergast, immer hinaus — ja ins Weite, in die Fremde. Ich hätte dich gern gebeten, im Garten zu lesen. Aber ich will dir deinen Wald gönnen!"

Als er schon an der Tür stand, fiel es ihr ein, er könne vielleicht sogar das Mittagessen versäumen. So sagte sie ihm noch, daß es heute für ihn zum Abschied leckere junge Täubchen gebe. Sie habe schon am frühen Morgen den Thomas um sie gebeten.

„Ja, wenn es junge Täubchen gibt," rief der Student burschikos und schnalzte munter, „dann hält mich keine Waldfee und keine gestrenge Muse zurück. Verlaßt Euch, ich bin pünktlich wie die Mittagsglocke!"

Danach sprang er hinaus und verschwand im besonnten Grün der Fruchtbäume.

Sie sah ihm nach, solange sie seinen Scheitel noch über den Zaun und über die Hecke weg erspähen konnte.

Eine wunderliche Stille war jetzt um sie her, und was irgendwie im Gehöfte noch Laut geben konnte, wie der Strahl der Brunnenröhre und das Schwatzbasen der

Hühner, das sagte erst recht von Stille und irgendwie von Heimweh.

Sie ging zum Schuppen, um die Täubchen aus dem Kasten zu holen. Aber er war leer. Hatte Thomas vergessen oder, vom Schalk gestochen, dem bewunderten und bespöttelten Bruder einen Streich spielen wollen? Ihr war, als höre sie ihn lachen: Er hat so ausgeruhte Glieder und klettert leichter in den Taubenschlag als ein steifer Bauer!

Ein dummer Streich, eine einfältige Geschichte! Sie stand verdrossen und verlegen und überlegte, über den Hof gehend, wo ihr die Hühner zuliefen, wie sie zu dem versprochenen Festmahl kommen könnte. Der Taubenschlag lag über der Tenneneinfahrt. Man kam zu ihm vom Heuboden aus auf einer kleinen Leiter. Sie sah sich um. Weit und breit war niemand, den sie hätte rufen können. Nur Nachbars Heiß trieb die Gänse in den Bach. Ob das kleine Bürschchen nicht zu ungeschickt ist? Sie winkte ihn her und versprach ihm eine Handvoll Zuckerle, wenn er ihr die Tauben aus dem Schlag hole. Er kletterte auch willig und flink auf den Heuboden, aber auf einmal hörte sie ihn aus dem Dunkel maulen und heulen. Die Leiter wackle, sie sei verlechzt und falle auseinander, zwei Sprossen lägen schon am Boden.

Sie stieg zu ihm hinauf, bereit, ihm die Leiter zu halten. Aber als sie sich nach den Sprossen bückte, kniff er aus. Sie stand allein an dem invaliden Werkzeug, an dem alles Holz abwärts schielte. Sie flickte eine Zeitlang herum und war schon daran, das halsbrechende Unternehmen aufzugeben. Da stellte sie sich das enttäuschte Gesicht des Sohnes vor, wenn er Nudeln statt Täubchen bekäme, und sie versuchte Gott, zwang ihren alten Leib über das wackelige Leiterchen in den engen Schlag.

Und sieh, Aufstieg, Fang und auch der entsetzliche Abstieg gelangen. Da lachte sie froh und triumphierend: Der Wille ist ein Hexenmeister, mein Vater hat recht!

Sie rupfte die Täubchen und machte sie zurecht. Dann ging sie zum Aufräumen in die Schlafkammer ihres Max. Das war ihr immer eine ersehnte und köstliche Arbeit. Als sie den Waschtisch richtete und die Kissen des Bettes schüttelte, als sie stöberte und wischte, kam es ihr vor, als dürfe sie an ihm selbst herumbürsten und streicheln, vertraut sein Auswärtiges und Inwendiges mustern und wieder, wie einst, Anteil an ihm gewinnen. Ach, von morgen an würden ihm das alles wieder Fremde tun, diese Kammer hatte wieder immerzu Brachzeit! Sie sann dies und jenes aus, um sie recht heimelig zu machen, und nachdem sie noch als letzte Zier einen Teller voll goldgelber Äpfel hingestellt hatte, war ihr, als hätte sie ihr eigenes Wesen ein wenig für ihn geschmückt, und dieses Stüblein müsse helfen, ihn vor der Entfremdung zu retten, die sie schmerzlich spürte, auch wo er sich verbarg.

Es tat ihr schließlich wohl, sich in seinen Lehnstuhl, vor den alten Schreibtisch zu setzen, ein wenig zu kruften und kramen, auszuruhen und sich vorzustellen, wie er hier arbeite.

Ein Briefumschlag mit seiner Adresse, von einer immer wiederkehrenden Frauenhandschrift geschrieben, lag auf dem Tisch. Sie studierte diese Schrift, und eine seltsame Eifersucht und Bitterkeit überkam sie. Sie war einmal vor dieser Schreiberin gewarnt worden. Man hatte ihr bedeutet, diese Dame sei ein Paradiesvogel, aber vom Paradies stecke nur die Schlange in ihr. Und für sie hatte er Zeit und Gedanken, auch noch beim Endrennen! Sie las den Titel, den sie ihm gab: Rechts-

konzipient. Mühsam buchstabierte sie und war unglücklich, daß sie sich gar nichts unter diesem Worte vorstellen konnte. Ein Fremdes und Befremdendes nach dem andern! Doch — überlegte sie — er wird ja einmal Bezirksamtmann werden. Das versteh' ich doch!... Oder Advokat!... Wenn ich dagegenrede, verteidigt er diesen Beruf. Meine Abneigung sei kindisch. Lumpen gebe es in jedem Beruf, und man dürfe einen Stand nicht nach seinen Lumpen beurteilen. Sie wollen nichts als das Recht, und nach einem Lot Recht soll man das beste Roß im Stall zuschanden reiten! Ich aber meine: Lieber ein Pferd hergeben als den Frieden. Aber ich versteh' nichts!

Der bittere Zug in ihrem Gesicht verschwand alsbald, als sie ein Büchlein zur Hand nahm: Hilty, das Glück. Nun erging es ihr fast wie dem Sohn, sie vergaß einige Zeit alles um sich her über den schönen Sätzen des Buches. Und zugleich wurde sie wieder aufgeheitert, denn sie sagte sich, wenn er so tiefe Bücher lese, dann könne er doch sein Glück nicht in dem giftigen Paradiesvogel suchen. Es müsse ihm sein wie ein schützender Talisman. Sie las und las selbstvergessen, wobei ihr immer wieder ein Merke! für sich selbst aufstieß.

„Ja, so lesen dürfen, murmelte sie einmal erwachend, das ist mein alter Wunsch, und er wird es bleiben. Vielleicht, wenn ich mich einmal im Austrag zur Ruhe setze, dann ... aber werde ich mich wirklich einmal so hinsetzen können?..."

Die Stunde schlug, und sie fuhr auf wie eine Magd, die von einer gestrengen Herrin bei einem müßigen Traum ertappt wurde.

Sie seufzte ein paarmal, und schon war das, was sie so oft würgte und was, kaum eingestanden, ihre Lebensenttäuschung bedeutete, wieder einmal hinuntergeschluckt.

Der eilige Takt ihrer Pantoffel kollerte die Treppe hinab, und schon liefen die Geschäfte des Tages durch ihre Hände, als ob sie nie etwas anderes gesonnen hätte.

Lange bevor die Mittagsglocke läutete, schlug das Wetter um und trieb die Leute vor der üblichen Stunde aus dem Feld. Auch das Vieh kehrte heim, und die große Unruhe begann, bis all die hungernden Mäuler gestillt waren. Bald waren die Schüsseln und Pfannen leer. Nur die Täubchen lagen noch in ihrem Tiegel. Sie waren reif — o so braun und knusperig! — und wußten nicht mehr, auf welche Seite sie sich noch wenden sollten. Die dufteten, so köstlich junge Täubchen duften können, aber sie erreichten den nicht, für dessen Nase und Mund sie köstlich sein wollten. Max kam nicht. Und die Täubchen taten verdrossen, und verdrossen schaute die Mutter drein. Trotz aller drängenden Arbeit lief sie immer wieder an die Küchentür und spähte über den Garten hinaus. Sie meinte, sie müsse ihn mit aller Wunschgewalt herziehen. Ärgerlich, verdrießlich! Was hilft da die beste Köchin.

Hei, ein paar schneeweiße Hemdärmel am Waldrand! Er hat also doch ein Einsehen! Die Mutter eilte zurück und trug die heißen Teller in die Stube, auch stellte sie die Täubchen ab ... Aber jetzt mußte er doch schon im Garten sein. Sie schickte wieder die alten Augen auf die Pirsch. Oh, sie könnte ihn schopfen wie einen jungen Buben. Oben am Anger sitzt er auf einem Hag, bei ihm steht Försters Rasso, und wie zwei Schriftgelehrte streiten sie, die Hände in die Luft werfend, über dem offenen Buch. Merken denn diese zwei Weltweisen nicht, daß schon dicke Tropfen fallen? Im Handumdrehen wird es regnen, die Wolken kommen dick dahergefahren. Es wird in Strömen gießen.

Sie schaute sich nach Hilfe um. Kann man ihnen denn nicht Botschaft tun? Hinter ihr, die Pfeife im Mundwinkel, stand Thomas.

„Er wird mir pudelnaß, Thomas, in dünnen Hemdärmeln ... magst du ihm nicht ein Regendach zutragen. Es ist ein Kreuz mit den verbohrten Herren!"

Thomas, in angehendem Bauernstolz, polterte: „Herr hin, Herr her! Er hat selber Füße, und geschontere als ich. Will er nicht naß werden, so wird er wissen, was da zu machen ist!"

Und alle stimmten ihm bei und sagten, als die Mutter gekränkt hinausgegangen war, es geschähe den Tintenschleckern gerade recht, wenn sie tüchtig getauft würden. Sie seien in diesem Fall doch dümmer als alle Hennen, die bereits nach einem Unterstand liefen.

Aber als Thomas und die ganze Stube voll Köpfe sich beim Rauschen des ersten Regengusses schadenfreudig ans Fenster drängten, da sahen sie einen Regenschirm die Gartenhöhe hinaufschwanken, unter ihm die weitausgreifenden Füße — es können keine anderen sein — der Mutter.

Halb belustigt und halb ärgerlich staunte Thomas: „Jetzt tut sie's selber, trägt ihm's Regendach zu, ja — 's Büeble!"

Und alle andern staunten ihm nach: „'s Büeble, 's zuckrige, darf doch nicht vergehen! Wär' der Welt der Boden durch!"

Als Max mit der Mutter zusammen unter einem Schirm vom Garten herab den Stubenfenstern entgegenschritt, sah er nicht, wie ihn spottende Reden und Blicke Spießruten laufen ließen; denn sein Zwicker war von der Feuchtigkeit beschlagen. Aber die Mutter merkte es wohl und wappnete sich bereits gegen den Schalk, der sie erwartete. „Wißt ihr nicht," sagte sie

danach in der Küche, „daß man einem Gast alle Ehre antun muß. Er ist ein Gast, ein eiliger, leider, und ich mein', er sei aller Ehre wert."

Die Leute gingen danach an ihre Arbeit. Der Herr Rechtskonzipient aber saß allein am Tische und verzehrte seine Täubchen. Die Mutter blickte durchs Küchenfenster nach ihm. Sie wollte seine Befriedigung mitgenießen. Aber es war, als müsse ihr heute alles zum Leide geschehen. Da sitzt er bei seinen Täubchen und liest als Zuspeise und schreibt sogar Notizen in das Buch. Sie hätte in diesem Augenblicke alle Bücher der Welt verwünschen können. Die feinen Leckerbissen schiebt er gleichgültig in den Mund wie grobes Schwarzbrot. „Wart' nur," grollte sie halblaut, „ich werde dir das nächste Mal Kieselsteine einwickeln, du merkst es ja nicht. Da hat man seinen Dank!" Ihr Hausfrauenstolz war gekränkt. Sie wischte die Hände ab und ging zu ihm hinein. „Nun, Max, wie schmeckt es denn?"

„Was?" fragte er und schaute abwesend auf. „Ja so, die Täubchen, ei, darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht!"

„So, so", machte sie, bedeutsam nickend.

Um seine Verlegenheit zu verbergen, schlug er einen aufgeräumten Ton an und rief: „Freilich, es sind ja die Täubchen. Aber jetzt werde ich sie mit Verstand essen. Fort, ihr grauen Scharteken!"

Und er nagte mit Verstand und Feinschmeckergebärden die zarten Knöchelchen ab, lobte der Mutter Kochkunst und begann einen lustigen Schwatz über Nasso und die genasführte Annamarie.

Die Mutter freute sich seiner muntern Laune und — Gott sei Dank, daß es regnet, so wird er doch an diesem einen letzten Nachmittag zu Hause bleiben. Sie besann sich, wie sie wenigstens seine Nähe für sich haben könnte.

„Max," sagte sie, „ich weiß, du bist nicht zur Sommerfrische bei uns. Aber ein paar schöne Abschiedsstündlein sollten wir doch feiern können. Der Regen hat kalt gemacht. Du wirst oben in deiner Kammer frieren. Wie wäre es, wenn du bei mir in der geheizten Stube arbeiten wolltest. Ich habe das Spinnrad hergerichtet."

„Nein, nein," wehrte er ab, „studieren und schwatzen sind zwei Dinge."

„Ich stör' dich mit keinem Wort, mit keinem Schnaufer. Siehst, dein Koffer steht schon wieder gepackt. Du gehst weg, und dann kommt wieder neues Heimweh über mich. Aber diesmal hast du mir das alte noch nicht abgenommen!"

„Also, ich will's versuchen — aber was habe ich zu tun, was gilt es?"

„Das Endrennen," nickte sie, „ich weiß es wohl. Aber nur keine Sorge. Ich will ja nur deinen Zuschauer machen! Könnte ich dir doch als Vorspann dienen. Das ist mir wirklich ein Kummer, daß ich dir gar nichts mehr helfen kann. Und so jung und so allein, das ist doch gefährlich. Zumal ... ich kenne ein Schullied, da heißt es, die Lorelei ziehe die Schiffe —"

„Haltet ein, Mutter, ich fürchte, Ihr habt mich heut zu einer Predigt eingeladen!"

Bald saßen Mutter und Sohn in der wohlig gewärmten Stube.

„Nur wenn ich einschlafen sollte — das Sitzen nach so einem Morgen taugt mir nicht — dann weck' mich", bat die Mutter. Dann setzte sie sich an das Rad, netzte die Finger und zupfte den gelben Flachs in den sausenden Wirbel der Spule herab. Der Kandidat aber schlug sich mit den Rechten. Oh, vor so einem Examen überkommt einen die Not wie vor dem Weltgericht. Immer wieder zeigen sich Mängel und Lücken. Wer

wird bestehen? — Die Spinnerin ehrte die Mühen des Sohnes, der im Buche wühlte wie Erntearbeiter vor dem Gewitter in den Garbenhaufen. So ging ein Stündchen und ein halbes dahin. Da überkam sie das Erbarmen. Man macht doch, dachte sie, bei jeder Arbeit einmal eine Pause und läßt sogar einen Gaul ein wenig schnaufen. Der Pfiffikus behauptet, sogar in der Kirche sei einmal ein Augenzwinkern und eine Prise notwendig, um das Gebet anzufeuchten. Außerdem, sie hatte eine Frage auf dem Herzen, die ihr immer nur eingefallen war, wenn sie ihn nicht da hatte. Er ist der studierte Mann, er kann ihr dieses Ding lösen. So hustete sie denn und brach das angelobte Schweigen. „Max, ich hab' dich immer schon fragen wollen, bin lang damit umgegangen ...!"

Sie sagte ihren Zweifel. Er gab willigen Bescheid. Nach kurzer Zeit kam ihr in den Sinn, was ihr jüngst in der Kirche eingefallen war, wo einem die besten Gedanken kommen. „Das muß ich dir doch erzählen!"

Er hörte sie an, ohne jedoch vom Buche aufzuschauen. Sie wußte nicht, ob er sie wirklich gehört habe oder nicht.

Aber da kam ihr etwas Rettendes. Ob er denn nicht einen guten Kaffee wolle?

„Mutter," warnte er, „wenn Euch einer all Augenblicke den Faden abrisse, würdet Ihr nicht ungeduldig, und was gäbe das für eine Arbeit!"

Da schwieg sie erschrocken und begnügte sich, ihn mit ihren Augen zu befragen. O diese liebend scharfen Forscher! Er wußte, wie sie ihn nicht nur liebkosten! Sie lasen in seinen Gesichtszügen und blätterten zurück in seiner Geschichte zum kleinen Bübchen, das immerzu, fast unzertrennlich an ihrem Rocke hing, zum Kind in der Wiege, das ihr beinahe das Leben gekostet hätte, und

dann vorwärts: Was hat er für eine Sinnesart. Was prägte sich aus vom Vater- und Ahnerbe, was hat er zu verbergen ... was ist da in der Fremde Fremdes hineingekommen? Und diese Blicke rissen ihm den Faden fast noch gewaltsamer ab als die lauten Fragen. Er errötete unwillkürlich, und es war ihm, als läge er vor ihr wie vor den Augen Gottes bloß.

Da drehte er sich sachte, als wäre es nur um der Bequemlichkeit willen, ab. Die Mutter sah nur die von der stützenden Hand verdeckte Seite.

Und da geschah es ihr wie den Blumen, wenn die Sonne untergegangen ist. Die bunten Sterne und Kelche falten sich zusammen und neigen sich, schwer vom Tau der Kühle. Sie war müde, der Ofen warm, die Luft des Regenwetters schwer. Sogar die Katze lag eingekugelt mit dem Kopfe nach unten an den Kacheln und vergaß ihr Schnurren. Schon nickte die Mutter, das Rädchen stand still, die schweren Arbeitshände sanken in den Schoß, das Weiß des Scheitels neigte sich dem blonden Flachswickel zu. Sie sank gegen die gepolsterte Stuhllehne und schlief.

Da packte er seine Bücher zusammen. Denn, so entschuldigte er sich, auch er litt in der einschläfernden Luft der Stube, und dann, wenn sie aufwachte, würde sie ihm Kaffee aufdrängen. Er schlich leise aus der Stube, um die letzten Stunden ohne Hemmung nutzen zu können. Während er aber oben mit zähem Eifer scharf um Formeln und Entscheide rang, erwachte unten die Mutter und schlug sich auch — wie hätte er solches je träumen können — mit harten Problemen. Ach, wie ist nun das mit ihrem Max so geworden, wiederholte sie bitter. All das Treffliche, aber auch das Herzdürre des verstorbenen Vaters kommt Zug um Zug heraus. Wie jetzt der Sohn mit wahrem Geiz an seinem Studium

hängt und ihr nicht die Süße eines Viertelstündchens gönnt, so hatte er von nichts gewußt als von Äckern und Vieh, von nichts als der — Sach. O diese Abgöttin Sach! Ihr gehörten auch die heiligsten Zeiten, die Feierabende, die Gespräche, die Träume, gewiß auch der gute Teil des Hochamtes. War sie selbst ihm schließlich noch etwas anderes gewesen als eine gute, getreue Magd der Sach, wie er ihr armseliger Knecht. Hatte man je noch etwas anderes besprechen können und dieses ihr anderes, ihre stille Sehnsucht, die sie als Liebe zum Lernen dem Sohn vererbt hatte, war es schließlich nicht ganz in die hinterste Herzfalte verkrochen und dort verstummt!

Auch der Mutter wurde die Stube zu schwül und zu augenreich. Sie floh vor ihren Gedanken in das Getriebe der Arbeit, und sie war nun froh, daß die Tenne vom Lärm der Dresher und die Ställe von den rauhen Stimmen des Viehes hallten.

Sie hüllte und versteckte ihre Seele in Unrast und Geschäftigkeit. Verdruß und Sorgen warteten in Stadel und Stall. Wie Balsam nahm sie's; das stille ziehende Weh in der Herzgrube, dieses törichte Leid, das nicht zu benennen war, zitterte ab.

Wie ein guter und tüchtiger Sohn schied, von der Mutter mit allem Erdenklichen versorgt, anderen Tages Max von der Heimat. Armer Max, mußt dich plagen! bemitleidete die Mutter. Sein Herz aber ahnte nicht einmal, daß er der treuen Schaffnerin etwas schuldig geblieben sei. Vielleicht als er ihr in die feuchten, aber tapferen Augen schaute, dachte er daran, daß sie nun wieder Heimweh leiden würde, und daß er diesmal nichts gegeben, nur empfangen habe. Aber als Thomas auf dem Bock Hüh brummte und knallte, zuckte es auch in ihm: Hü, das Examen! Vorwärts, das Examen!

2.

Die ersehnte Ruhezeit kam für die Mutter nach wenigen Jahren. Sie flocht im Pfründhaus neben ihrem Hof ihre Alterskrone zu Ende.

Max, der inzwischen eine ansehnliche Stelle an der Regierung erobert hatte und in rastloser Arbeit Stufe um Stufe emporgeklommen war, hatte seiner Mutter Heimweh noch seltener als in der Studienzeit getränkt. Im unabläßigen Ringen um seine Ziele, eingesponnen von seinem Beruf und seinen juristischen Steckenpferden, schließlich auch von den Verpflichtungen und Banden eines eigenen Hausstandes festgehalten, hatte er bisweilen seiner kleinen fernen Heimat fast ganz vergessen. Doch endlich lagen die weiten Schwierigkeiten gemeistert hinter ihm, und er kam dazu, auch wieder rückwärts zu schauen, und sieh, das Vergangene trat ihm wunderbar verklärt entgegen. Und mitten im Garten seiner Kindheit, als das Paradies seines Paradieses, stand seine Mutter. Heimweh erfaßte ihn. Er erschrak fast, daß sie noch lebe und daß er sie wirklich schon wie eine Verklärte der unzugänglichen Welt behandelte. Er schämte sich seiner Härte, seines kargen Dankens, seines kühlen Vergessens und nahm sich vor, sie in den nächsten Ferien mit seiner ganzen Familie zu besuchen.

Aber die Mutter schien das nicht erwarten zu können. Sie holte ihn zu sich, freilich mit trüber Botschaft. Thomas, der Erbe des väterlichen Hofes, schrieb. „Leider müssen wir mitteilen, daß der Doktor über sie den Kopf schüttelt. Sie ist krank. Kein Rezept will anschlagen. Da sagten wir, vielleicht hilft 's Büeble — weißt ja, Herr Bruder. Wir haben alle gesagt, er muß her, auch wenn sie nicht nach ihm fragt. Nun, ich denke, die Gute hat sich aus lauter Rücksicht nicht getraut. Aber

wenn du's ein bißchen machen kannst. Komm und bald!"

Als Max diese böse Nachricht empfing, reiste er unverzüglich ab und nahm seinen Ältesten, einen zierlichen Knaben von fünf Jahren, mit, damit auch er die liebe Großmutter noch mal sehen könne. Unterwegs erzählte er aus der Fülle der aufgescheuchten Erinnerungen und des wehen Herzens unermüdet von der Herrlichen, erzählte von dieser schönen Seele so feine Züge, so zarte Geschichten, daß das phantasievolle Kind eine Märchenfee aus ihr machte und auf einmal fragte: „Wie schön ist die Omutter? So wie die Prinzessin Klarifunkel oder wie die Fee Immerfein? Gelt, Vater, noch viel, so viel schöner."

O Kindermund! Was sollte der Vater antworten? „Freilich", sagte er stockend, „ist Omutter arg fein und schließlich auch schön, aber, weißt du, nicht wie eine Feenkönigin, sondern — nun wie eben alte, abgerackerte, aber glückliche Großmütter, ganz gute Mütter schön zu sein pflegen."

Der Knabe indes spann zäh an seinen Träumen weiter und fragte bei jeder Station ungeduldig, ob sie noch nicht bei der wunderschönen Omutter seien.

Max teilte die Sehnsucht seines Söhnchens, und doch bangte er zugleich vor dem Wiedersehen mit der, die krank oder gar sterbend zu denken, ihm unmöglich erschien. Es war doch immer süß gewesen, um diesen, freilich wie in verschlossenen Truhen gewußten Reichtum zu wissen. Ihm dünkte, die ganze Welt müsse ihm verarmt vorkommen, wenn sich diese Augen schlössen, dieses kostbare Herz zu schlagen aufhörte.

Thomas holte ihn mit dem Wägelchen an der Bahn ab und erzählte ihm schon von weitem mit der Miene, dann mit klagenden Worten, daß ihn nichts Gutes er-

warte. „Eigentlich ist sie schon von uns weggegangen", sagte er. „Sie nimmt an nichts mehr Anteil. Nicht einmal die Kinder will sie mehr sehen. Schon in der letzten Zeit vor dieser Krankheit hat sie wie eine Schnecke sich in ihr Häuschen zurückgezogen. Ihre Bücher, ihr Rosenkranz, und ich glaube ihre Skrupel oder was es ist — kurz, du mußt ihr heraushelfen. Du wirst sie sehr verändert finden!"

Dieser Bericht berührte Max schmerzlicher, als was er je zu hören gefürchtet hatte. Seine Mutter sollte ihr Wesen verändert haben? Diese Seele, die sich ausschöpfte für die Ihrigen, die nur für andere auf der Welt schien, die ihre Liebe nicht nur den Kindern, sondern sogar den Tieren im Stall und den Blumen am Fenster und im Garten angedeihen ließ, sollte für sie alle verstummt und verglüht sein? Er senkte den Kopf und begann zu fürchten.

Das erste bange Wiedersehen wurde durch das seltsame Verhalten des Söhnchens peinlich. Es wollte die hagere, faltige, mit tiefen, verschatteten Augen blickende Greisin durchaus nicht als seine Omutter anerkennen. Max hatte alle Mühe, die Furcht und Abneigung des Kleinen vor der Kranken zu verbergen. Ein Wunder nur, daß sie es nicht schon bemerkte, wie er wegdrängte und dem Vater zuflüsterte: „Komm doch fort von dieser alten Frau, komm, wir gehen zur schönen, zur echten Omutter." Max hatte erwartet, daß sie seinen Ältesten, den sie nur einmal im Steckkissen gesehen, nach ihrer Art mit einem Feuerwerk von Liebe umblitzen würde, daß sie seine Ähnlichkeit mit dem Büeble feststelle und seine Lieblichkeit und Wohlgestalt preisen und mit Rührung betrachten werde. Aber sie hielt seine widerstrebende Hand, schaute ihn, als ob sie sich auf etwas besinnen wolle, an, dann vergaß sie ihn. Und geschah ihm nicht

das gleiche? Nach einem langen, seltsam ernsten Blicke war er, so mußte er mit Schmerz für sich feststellen, gegrüßt und verabschiedet.

Er begann auf sie einzureden und Trost und Hoffnung zuzusprechen. Den besten Arzt der Stadt versprach er ihr kommen zu lassen. Denn sie dürfe nicht von ihnen weggehen. „Mutter, Ihr sollt es noch gut bekommen!" Diese Worte schienen sie fast zu erschrecken. Sie schüttelte den Kopf und wehrte mit der müden Hand gequält ab. „Rede mir doch nicht solche Sachen vor! Ich weiß, was vor mir steht. Soll ich nochmals zurück und nochmals — nein, ich bin schon froh, wenn ich bald aushauchen kann!"

Seltsam unheimlich das Wort „aushauchen", das sie gebrauchte. Denn wenn sie so sprach oder stumm dalag, war es doch, als dränge ihre Seele mit diesen stürmischen Atemzügen bereits an die Pforte und könnte jeder wirklich das Aus, das Ende sein. Und doch — er hätte etwas anderes erwartet als diesen sehnsüchtigen Verzicht auf das Leben. Wahrhaftig, trotz aller Schwäche und der großen Schmerzen, die ihr sichtlich die Brust völlig zersägten, er hätte erwartet, daß sie selbst des drängenden Todes vergäße, ein Lächeln mitten durch Finsternis und Qual hatte er erwartet. So war sie doch immer gewesen! Oft und oft hatte sie ihn durch Kummer und Leid hindurch angestrahlt, und ohne dieses schenkende, beseligende Lächeln war sie ihm ganz fremd. So wie jetzt hatte er sie nur bisweilen an besonderen Tagen in der Kirche gesehen, etwas von dem heutigen dunklen Ernst war wohl in ihrer Andacht gewesen. Und nun kam es ihm fast schreckhaft vor, daß er eigentlich dem Söhnchen recht geben mußte: Das ist nicht die Omutter. Kam es ihr denn nicht in den Sinn, nach seiner Familie zu fragen? Sie hatte doch

sonst an das Kleinste gedacht, um für ihre Vorstellung Farbe und Anhalt zu haben. Er hatte ihr Früchte und Süßigkeiten mitgebracht. Wohl sah er ein: Zu spät, um von ihr ein glückliches Kinderstaunen über so feine und kostspielige Sachen zu ernten. Aber warum steckte sie nicht dem Kleinen aus dem Körbchen zu, warum bat sie nicht, den Kindern zu geben, wessen sie nicht mehr bedurfte. All das mußte über die Krankheit hinaus noch einen besonderen Grund haben.

Da versuchte er endlich an eine der zartesten Saiten ihres Lebens zu klingen. Er neigte sich über sie, und von Rührung übermannt, fragte er, ob sie denn nicht wisse, daß das Büeble zu ihr gekommen sei.

Jetzt huschte ein eiliges Lächeln, ein Schimmer des Glückes über ihr Gesicht. Sie nickte mit geschlossenen Augen, als schaue sie innerlich etwas an. Aber sogleich schüttelte sie sich, und jener todernste Ausdruck kehrte wieder. Sie schaute ihn wie mit strenger Prüfung, aber stumm an.

Es fiel ihm schwer, dieses beredte Schweigen zu entheiligen, aber es war ihm doch, als müsse er noch einmal um eine trauliche Zwiesprache betteln.

„Mutter, habt Ihr mir denn gar nichts mehr zu sagen?" — er schämte sich, während er das aussprach, denn diese Augen waren doch heiliger als Worte.

Fast erzürnt über sich selber, klagte er sich an: „Ich quäle Euch, wie ich Euch oft im Leben gequält habe. Könnt Ihr mir verzeihen, daß ich so undankbar gewesen bin." Aber da griff sie mit beiden Händen nach seinen beiden Händen, schüttelte verneinend den Kopf und rang um Kraft und Worte, und endlich kam aus ihren ausgedörrten Lippen, was ihm ein Schlüssel in ihre tiefe Seele war.

„Max ... ihr all versteht das nicht ... weißt du noch

das Rennen ... der Endkampf ... das große Examen. Ich bin jetzt daran ... und da ... du hast es mich gelehrt. Denke, ums ewige Leben!"

Er hatte vorher noch überlegt, ob es ihr Freude machen würde, daß er wieder und ganz gewaltig befördert worden sei. Aber dies und all sein behäbiges Glück kam ihm vor seiner in Ewigkeit getauchten Mutter als arme Nichtigkeit vor. Die Augenblicke waren gekommen, wo vor dieser hochgemuten Seele Familiengespräche eitel wurden.

„Ich störe Euch wohl, ich mache Euch müd? Soll ich hinausgehen?"

Und trotz seiner Erkenntnis war es ihm wie ein Stich ins Herz, wie die erbarmungsloseste Verurteilung seines Verhaltens, als sie wie befreit aufatmete und mit zarter, zuredender Bitte sagte: „Ja, Max ... tu mir diese Liebe... Die Wegzehrung kommt... Nimm's nicht übel, das muß ich schon allein... Ihr Herrn versteht das nicht!"

Er ging hinaus und suchte einen Winkel, wo er sich ungestört seinem Schmerz hingeben und mit sich ins Gericht gehen konnte. Die Worte der Kranken hatten ihm jenen Nachmittag vor seiner Abreise zum Examen ins Gedächtnis gerufen, wo die Mutter ihn so zart in ihre Nähe gelockt hatte, jene Mutter, der er nun heute, was nie gewesen, eine Freude mit seinem Weggehen bereitet hatte. Ach, in jener Zeit hatte sie zum letztenmal um die Nähe seines Herzens gerungen und um das frauliche Verbundensein langer Jahre. Und er hatte, ganz von streberischen und überhitzten Examensnöten hingenommen, nichts zu sehen vermocht als überschwengliche Zärtelei, als eine männlichem Stolz widerstrebende Zärtlichkeit. Wo war sein Verstand, wo sein Herz gewesen? Wie hatte er immer wieder den Abgrund auf-

reißen können: Das versteht Ihr nicht! Etwas anderes als nur das Büeble hatte sie damals gesucht und geliebt, diese hungernde Seele, die in ein rein auf Sparen und Rackern, auf Schaffen und Wühlen, auf die Freude am Gewinn „am Sach" gerichtetes Haus hineingestellt, mitten unter braven Kindern und an der Seite eines braven Mannes, mitten in allen Vorräten darbte und dorrte. Er war ihr die weite Welt, das Wissen, die Weisheit, der von allem Geist blühende Mann gewesen, und er hatte sie mit unverständiger Härte aus diesem Paradiese ausgeschlossen, war ihr in blöder Scheu ausgewichen, hatte lieber mit irgendeinem Blaustrumpf über die letzten und wichtigsten Dinge gesprochen als mit der Mutter, von der er doch wissen mußte, daß sie nicht nur spinnen und Täubchen braten und fleißige Hände regen konnte.

Selbst die Gefahren der Lorelei, des Paradiesvogels, die sie ahnungsvoll witterte, durfte sie nur aus anderer Leute Mund herauslesen, durfte sie mit ihren Gebeten beschwören und in heimlichen Ängsten mittragen. Und wie wäre sie ihm in dieser närrischen Blindheit Licht und Auge, Wegführerin und Freundin gewesen, diese Mutter, die ihm doch sonst oft wie eine Hellseherin vorgekommen war. Ach, nur, um immer untadelig zu erscheinen, verhüllte er sich vor ihr, die ihn auch noch als verlorenen Sohn und dann erst recht aufgenommen hätte. Und darum war sie, von äußeren Pflichten und Geschäften befreit, in Einsamkeit, wie eine Kinderlose auf die Suche nach ihren Gütern gegangen. Sie suchte und fand auf einer höheren Ebene Gemeinschaft und gehörte heute bereits einer neuen Familie an.

Mit tiefem Schmerz und unter immer neuen Vorwürfen erwog er, wie Bande der Blutsverwandtschaft nicht die letzten und dauerndsten seien. Selbst eine Mutter

mit einer Liebefähigkeit wie die seine, konnte, von Schaudern der Ewigkeit umfangen, die Arme nach andern Kindern, nach andern Schwestern und Brüdern ausstrecken.

Wie sehr sie bereits im Angesichte dieser hohen Gemeinschaft wanderte, spürte er von neuem, als er dem Spenden der Wegzehrung beiwohnte. Ihr feiner Sinn für alles Geziemende trat noch einmal hervor, indem sie, Schwäche und Schmerzen trotzend, ihren weißen Scheitel kämmen, ihr fahles Gesicht abwischen und festliche Kissen unterlegen ließ. Als der Priester eintrat, ließ sie es sich nicht nehmen, aufrecht zu sitzen. Die fast gelähmten Hände aufhebend wie ein Erstkommunionkind, ganz Ehrfurcht, Feierlichkeit und Ernst, benahm sie sich wie eine, der Hohes geschieht; nichts von der Wehmut und Tränenseligkeit, die letzte Dinge zu umfloren pflegt, war an ihr zu sehen. Als sie sich dann zurücklehnte, lag sie da, gezeichnet von dem hohen und adeligen Ernst, der sonst erst auf erstarrten Gesichtern zu erscheinen pflegt. Man ließ sie mit der pflegenden Schwester allein.

Und nun versammelten sich nach und nach in dem Stübchen vor ihrem Schmerzenszimmer die Söhne und Töchter, die Enkel und Verwandten. An das Häuschen her huschten immer wieder leise Schritte. Dienstboten und gewesene Dienstboten wollten wissen, ob die „Mutter" denn wirklich schon unterliege. Auch im Dorf leuchtete ihre immer geachtete Gestalt bereits verklärt auf, und man vermißte die Scheidende mehr, als man die Anwesende geschätzt hatte.

Hier vor dem Häuschen prangten auch ihre berühmten Blumen, Flox, hohe Rosen und vor allem Dahlien. Diese wiegten sich hoch und dicht wie ein Ährenfeld, und vor ihren großen Blüten, vor der Glut und Tiefe ihrer Farben empfand auch das Enkelchen aus der Stadt die Nähe der wunderschönen Omutter. Man hatte ihm

gesagt, daß diese Blumen unter ihren Händen aufgewachsen seien. Und nun drängte er sich in diesen Zaubergarten und spielte das Märchen von der Fee Omutter nach Märchen, die er gehört hatte. Er klatschte in die Hände — dreimal, und sagte dann: „Jetzt kommt sie heraus und hat eine Krone!“ Sie schien aber doch nicht zu kommen, denn er rief nach ihr, fröhlich, klagend, wehmütig und endlich, als wäre er in Not: „Omutter, der Wolf, uh, der Wolf!“

Die Enkelchen vom Land waren nüchterner und weise. Sie belehrten: 's Ähnle sei doch krank und müsse ins Gräblein hinein. Sie lachten überlegen über seine Ängste.

Aber er verkroch sich tiefer hinein und spielte weiter. Eben als er wieder aufjauchzte: Omutter mit der Krone! kam die Pflegerin zu den Verwandten in die vordere Stube und winkte sie herein. Flüsternd erklärte sie, daß die Kranke zu phantasieren beginne, unruhig tasteten ihre Hände die Decke ab.

Max drängte sich allen voran zur Mutter. Als er in den verhängten Raum kam, sah er mit Schrecken, daß sie daran war, das Bett zu verlassen. Sie saß auf seinem Rand, die zusammengelegten Hände auf ihrem Schoß. Sie murmelte.

„Mutter, wohin wollt Ihr, was ist Euch, wohin?“ Er lauschte auf ihr Gemurmel und verstand, daß sie immer wiederholte: Ins ewige Leben!

Eine Zeitlang widerstand sie seinem Drängen eigensinnig. Es war, als wollte sie noch einmal so dasitzen, wie sie es an späten Feierabenden oft getan.

Dann ließ sie sich willig zurückbetten und wurde ruhig. Erschüttert hatten sie die aus flackerndem Fieber gesprochenen Worte angehört. Sie erschauderten darüber, daß sie auch, da sie niemand mehr kannte, noch um

ihr Ziel und um ihre Sehnsucht wußte, ja es kam ihnen vor, als sei ihr das Gegenwärtige im Lichte des Kommenden bereits entschwunden. Ergriffen von feierlichen Gefühlen, zündeten sie die geweihte Kerze an, denn sie sahen, daß hier die Ewigkeit herabtauchen wolle. Und als hätte sie auf dieses Licht gewartet, hob die Seele ihre befreiten Flügel, ein Schmetterling, den Frühlicht gelöst, und schwebte durch das Tor in wechselloses Nun und Jetzt.

Vor ihrem offenen Grabe rühmte der Priester unter allgemeiner Zustimmung diese Marthaseele, die Geschäftige, die Mutter der Kinder, die treffend gezeichnet sei mit den Worten des Dichters: Sie reget ohne Ende die fleißigen Hände und ruhet nimmer.

Max allein war es, als müsse noch die Tote über solche Urteile schmerzlich lächeln. Denn wenn eine, so war sie eine Marienseele gewesen. All ihr geheimstes Sehnen hatte sie auf die Schemel zu Füßen des Meisters gedrängt. O wie verlangend und aufgeschlossen war ihr Ohr gewesen, Weisheit und ewige Dinge zu hören! Aber man hatte immer die Maria zurechtgewiesen und die Martha gepriesen. Was Wunder, daß sie schließlich heimlich und fast wie jene frühen Christen in Tiefen der Verborgenheit die stillen Schemel der Geistesschule aufsuchte!

Max stieg mit seinem Söhnchen allein vom Friedhof herab zu Tal. Denn er war voll Sturm und schämte sich, daß er erst die Tote wieder nach Verdienst geehrt hatte. Allzulange war er das Büeble gewesen. Ja, er schien sich auch jetzt noch, wenn er den hohen Schwung ihrer letzten Tage, ihre goldene Reife in verwelkter Schale und diesen adeligen Endkampf betrachtete, im Vergleich mit ihr klein und unreif. Und unwillkürlich reckte er sich. In ihm zitterte der heiße Wunsch, auch

der verklärten Mutter Sohn zu werden und zu verdienen, in ihrem jetzigen Kreise mitzuschwingen.

Er gedachte auch der eigenen Kinder und seiner Frau. Wie lange Zeit hatte er ihre Liebe hingenommen, wie einstens die Täubchen der Mutter, nebenbei und achtlos, ja in übler Laune. War nicht Gefahr, daß auch sie von ihm wegwachsen würden, in irgendeine Fremde hinein?

Das Söhnchen, das, von der Trauerfeier etwas erschreckt, neben ihm her trippelte, begann zu klagen: „Vater ... Vater! Jetzt haben wir die Omutter doch nicht gefunden, bloß ihre Blumen. Warum denn nicht, Vater, so sag' doch, warum denn nicht?"

„Kind, nicht alle Menschen haben Augen für gute Feen. Du hast noch keine solchen Augen. Du siehst nur... Aber sei immer recht zart und lieb zu deiner Mutter. Vielleicht wächst es dann in dir — ja ganz gewiß! — und du siehst die Feenkönigin, wie ich sie heute gesehen habe."

„Du hast die Feenkönigin gesehen?" staunte der Kleine.

„Ich habe heute das erste- und einzigemal meine wunderschöne Mutter gesehen. Immer hat sie bei mir angeklopft, aber ich habe ihr nicht aufgetan; immer hat sie gelockt und geschmeichelt, aber ich habe ihre Stimme nicht gekannt!"

„Du hast deine Mutter nicht gekannt, warum nicht, Vater!" ungläubig und mit fast erschreckten Augen schaute der Knabe zu ihm auf.

Und der Vater hob ihn auf seinen Arm, drückte ihn an sich und sagte tief bewegt: „Später einmal werde ich dir alles sagen, und ich verspreche dir, du sollst noch einmal deine wunderschöne Omutter sehen, und du wirst sie auch für mich noch lieben — dafür, daß ich sie zu wenig liebte!"

Des Vaters Hände

Wenn am Ende der Ferien das Weh des Scheidens wie eine graue Dämmerung heranzog und sich selbst um den Glanz der herbstlich milden Sonne und das Gold der reifenden Früchte wob, wiederholte sich jedesmal und mit wachsender Pein ein Vorgang, dem ich solange als möglich auswich und der sich doch unausbleiblich abwickeln mußte. Da ich selbst den Anfang nicht fand, so begann der Vater, rief mich an den großen Rundtisch und fragte: „Und nachher ... wieviel Geld läßt denn brauchen?"

Nun packte mich die schmerzlichste Scham, und ich stand rot vor Verlegenheit. Zumal da ich schon über ihn hinausgewachsen war und alle Geschwister verdienten, war es mir wie eine Schmach, daß ich noch immer von dem Fleiße der Meinen zehren mußte. Wie gerne hätte ich Taler hingezählt, statt Taler zu verlangen!

Zwar waren wir daheim nicht eben arm. Wir rühmten *unser* Haus, *unsere* Äcker und Wiesen. Unter den vielen Geldhäusern stand unser Bauernhof stattlich und behäbig und sah nach Ansehen und Besitz aus. Aber bei all dem — der Geldkasten wußte fast nur von

mageren Jahren, auch wenn nicht gerade Hagel, Mäusefraß oder Dürre die Felder verwüstet hatten. Und ich sah in jeder Stunde der Ferien, wie all die Meinen ihr Letztes hergaben, wie gespart und gesorgt werden mußte, um das Notwendige zu Zahlungen und Zinsen aufzubringen. Jedoch trotz der zärtlichsten Einsicht — ich hatte Schulden, mußte Miete, Bücher und die tägliche Zehrung bezahlen.

Ich rief also: „Wenn doch dieses ewige, verflixte ‚Burgele' aufhörte!"

Ich hätte gerne gesagt: „Dieses verfluchte", und ich hätte gerne mit der Faust auf den Tisch geschlagen, aber beides verbot ein Blick auf das ernstwürdige Antlitz meines Vaters.

Ich muß auch erklären, warum ich „burgele" sagte. Dies Wort kennt der deutsche Sprachschatz nicht, und auch der Schwabe kann es nur im allgemeinen, am Laut als Heimatgewächs erkennen. Uns war es von Jugend an vertraut, es entstammte der Familiengeschichte. Da lebte uns eine Base, Walburg oder Burga geheißen. Die war im ganzen Ort berühmt wegen ihrer Kunst zu sparen. Es wurden da ganz wundersame Dinge erzählt. Wie sie buchstäblich vom Nichts lebte, wie sie das Mehl ins Unendliche zu strecken vermochte, wie sie aus Flicken und Abfall sich immer wieder neu kleidete. Mit erstaunlicher Sorgfalt las sie alle Gänsefedern am Wege auf und rang und feilschte um jeden Heller und Pfennig, so daß es hieß, sie ließe sich um einen Kreuzer einen rostigen Nagel durch die Kniescheibe treiben. So sagten wir denn von jedem, der die Kunst des Sparens zur Leidenschaft erhob, er mache es wie jene Burga-Bäs, er burgele.

Der Vater nun ermutigte mich: „Sag' nur, was du brauchst! Notleiden sollst nicht, das will ich nicht haben.

Aber weißt, unnötig ausgeben, das wär' nicht recht. Siehst ja selbst, wie wir zusammenstehen müssen!"

Eine längere Rede hat er nie gehalten. Aber es waren ja nicht die Worte, die mir ans Herz griffen. Doch während er sprach, zog er den gelbledernen Geldbeutel hervor. Er öffnete die Riemen, bog die verschrumpften Falten auseinander und kramte und zählte. Und dabei blieben meine Blicke wie gebannt bei den Händen stehen. Diese Hände zitterten ein wenig, obwohl der Vater sonst ein kräftiger Mann war und tapfer zugreifen konnte. Sie waren plump und verkrümmt, den einen oder andern Finger verunstaltete eine Wunde von einem Pferdebiß oder Sensenschnitt. Rotbraun hatte sie die Sonne gefärbt, und innen war sie voller Schrunden und Schwielen. Wie oft hatte ich als kleiner Bub für diese Hände gefürchtet, wenn sie beim Schneiden allzu nahe an die Walzen der Maschine kamen, und an Feierabenden, wenn sie ruhesam in seinem Schoße lagen, hatte ich mit ihnen gespielt und die frischen Wunden der Holzsplitter und Hammerhiebe nach Kinderart geblasen und den Segensspruch über sie gehaucht: „Heile, heile Segen!" Es waren gute, starke Hände, es waren von zäher Arbeit gesegnete Hände. Aber daß ein Zittern in ihren Fingern war, das machte mich vor ihnen schwach und elend. Ich preßte und stockte und zog ab mit einer Summe, die nur jener Burga-Bäs über Monate hinausgeholfen hätte.

In der Stadt nun prunkten hundert Schaufenster, und die verlockendsten Herrlichkeiten riefen: „Nimm mich mit!"

Da waren die süßen Stimmen der Zuckerwaren. Wie sie zu schmeicheln wußten! Doch sie drangen nicht zum Herzen des Studentleins. Gegen sie feite ihn sein Bubenstolz. Denn Schlecken, Gutsele-Schlecken, das war

etwas für Mädchen und Dämchen. Er hätte sich vor jedem Pflasterstein geschämt, wäre er in einen solchen Laden getreten. Doch ich wohnte am Obstmarkt. Wenn ich hungernd von der Schule heimkehrte, wenn ich hoch oben im Erker bei meiner Arbeit saß und aufschaute, immer mußte ich durch den paradiesischen Duft, durch das Prunken von schwellendrundem Goldgelb, Rot und saftigem Schwarz. Sommers und winters lag die edelste Reife über diesem Zaubergarten. Der Herbst vollends überwucherte förmlich die grauen Pflastersteine auf dem freien Platz mit appetitlicher Fülle. Da lachten um die roten Kopftücher der Bauernweiber Heidelbeeren und Himbeeren. Auf ihren blanken Wagen wiegten sich Jakobiäpfel — die dufteten wie der Mutter Truhe — und Wasserbirnen — die versetzten in den heimatlichen Garten zurück. Manchmal öffnete der Bub seinen Geldbeutel, der, ach, so gar kein Licht vertragen konnte und dessen Schätze wie Maischnee hinschmolzen, wenn er ihn zu oft dem Lichte aussetzte. Die Kirschenzeit kam immer in die hungrigste Leere hinein, und da sah man auf dem Obstmarkt nur noch Kinder mit Tüten in den Händen, und rote Lippen haschten nach dem roten und schwarzen Gelock der an schlanken Stielen läutenden Kügelchen. Aber wenn die Einladung zum Mitnehmen allzu häufig angenommen wurde, dann zitterten über des Studentleins Geldbeutel des Vaters Hände. Er setzte ihm einen gestrengen und unbestechlichen Wächter und begnügte sich, seine Augen über der bunten Au auf die Weide zu führen.

Doch in Augsburg gab es noch andere paradiesische Gärten, von denen eine Macht der Lockung und Überredung ausging. Die Buchhändler stellten die farbigen Hefte der Indianergeschichten aus, die damals unverdient, wie uns gepredigt wurde, unsere Lieblinge waren.

Auf dem Trödelmarkte aber konnte man alte Scharteken um ein paar Groschen pfundweise kaufen. Wer schon einmal das Fieber der Lesewut durchgemacht hat, der wird nachfühlen, was diese Schätze hinter Schaufenstern und in den elenden Bretterbuden für mich bedeuteten. Ich konnte an den Indianergeschichten nicht vorbeigehen, ohne wenigstens die Bilder anzusehen, die pompösen Titel zu lesen und die Kraftstellen zu verkosten, die wie Lockköder am Umschlag prangten. Ich schluckte sie und mit ihnen die Angel, ging hin, kaufte und mußte dann wochenlang wieder ganz verflucht „burgele", um die unnötige Ausgabe durch ein freiwilliges Fasten wettzumachen.

So trotzte ich denn manchmal, überwältigt von heißem Begehren, den heiligen Zitterhänden hingebender Arbeit. Aber sie blieben gleichwohl meine mächtigen Wächter und ließen mich nur dann und wann einen Tropfen von dem verschütten, was die fleißigen Arbeitsbienen gesammelt.

Jene Hände nun hatten längst zu zittern aufgehört und waren im Stübchen unter der Erde, im Ewigen Haus, zur Ruhe gebettet worden, da war ich einmal Zeuge, wie sich die Szene vom Eichentisch der Bauernstube am Marmortisch des Herrenhauses wiederholte. Dieser Vater griff mit schlanken und untadelig weißen Fingern und ohne zu zittern in die vollgespickte Börse. Wenn der Sohn Feste feierte und aus dem vollen lebte, mußte der Vater nicht Kopf und Hände zu übergroßen Mühen aufpeitschen, und die Mutter und Geschwister mußten daheim nicht burgele, um den Aufwand wieder ins reine zu bringen. Aber mit einem Male sah ich auch über dieser vollen Börse ruhe, verzogene Vaterhände. Ich dachte der schweren Hand des Volkes, als der Vaterhand, die über jeder vollen Börse zittert,

die sammelt, ackert und rauhes Werkzeug ist, die segnet, wenn ihre Schätze ehrfürchtig und edel weitergegeben werden, die sich aber zur Faust ballen muß, wenn man herzlos die Früchte ihres Fleißes mißachtet.

Ich liebe meines Vaters Bild: die ruhesamen, blauen Augen, das gebleichte Haar, die gesund-rosigen Bäcklein, den erdwärts-gesenkten, edlen Greisenkopf; aber ich verehre wie etwas Heiliges diese Hände, vor denen ich in manch nachdenklicher Stunde ein Lämpchen des Gedenkens brenne.

Der tote Löffel

Am Schaufenster der Firma Weinand in der Johannesgasse waren am Montag früh die Rolläden nicht hochgegangen. Eine ältere Frau kehrte aber den Bürgersteig vor dem Haus. „Haben Weinands einen Trauerfall?" fragte ein vorübergehender Bummler. Da begann die weißhaarige Frau zu schluchzen. „Ja, die haben einen Trauerfall!" schnupfte sie. Der Bummler war neugierig: „Wer ist denn gestorben?" In diesem Augenblick lärmten zwei dicke Buben mit Schultaschen die Stiege herab und zum Flur heraus. Der eine biß an einem dickbestrichenen Marmeladebrot, der andere lutschte mit klebrigen Fingern an einem Stück Schokolade. „Laß mich beißen!" schrie der größere Schokoladeschlecker. „Gib mir die Hälfte von deiner Schokolade. Du hast sie aus dem Laden gestohlen!" drängte der andere. „Sonst sage ich es!" Und sie begannen sich zu zanken. Die Frau drohte ihnen mit dem Besen. „Schämt ihr euch nicht! Könnt ihr nicht an eure Mutter denken!" Die Bengel lachten sie aus und tollten wie sich balgende Spatzen staubaufwirbelnd um die Ecke. „Na, das sieht nicht nach Trauerfall aus!" schwatzte der Bummler.

„Es kommt darauf an, wie man's versteht", schnauzte ihn ungeduldig die Alte an und kehrte ihm drohend um die Füße. Da ging er weiter und schnupperte mit flinker Nase nach Bekannten, die ihm eine Antwort geben könnten.

Unterdessen beschwichtigte die Frau ein kleines Schulmädchen, an dessen schmalen Schultern der Schulranzen wie ein Ungetüm, aber noch ganz neu und mit hellgelben Riemen hing. Es war weinend die Treppe herabgekommen. „Lore, weinst du schon wieder? Nicht weinen, es wird alles wieder gut werden!" „Nein," schluchzte die Kleine, „er ist zerbrochen! Und die Mutter mag mich nicht mehr!" „Dummes, wen soll die Mutter mögen, als ihr Herzkäferlein. Komm, trockne deine Tränen, sonst lachen dich die Buben in der Schule aus!" Das Mädchen wischte mit dem zierlichen Tüchlein die braunen Augen und runden Wangen gehorsamst und kämpfte gegen den Bock, der sie gewalttätig stieß. Darauf verschwand auch sie um die Ecke, die Frau aber ging in das Haus, das wieder still und tot dalag, bis die Kinder aus der Schule zurückkamen. Nur ein Briefträger und ein Polizeikommissar klingelten an der Glocke und traten ein.

Gegen Abend, als um die Brunnen viele schwatzende Mädchen und Frauen standen, kam die Alte wieder heraus, einen Korb in der Hand, und ging die Straße hinauf. Bald war ein Ring von Bekannten um sie, die eifrig nach den Weinands fragten. Gegen sie war die Alte nicht so herb wie gegen den Bummler, ja sie brach aus wie ein lang gestauter Strom. „Fragt mich da dieser Mensch heute morgen, ob es bei uns einen Trauerfall gebe! Ja, und ich fürchte, es gibt noch einen solchen, wie er meinte. Die Frau Weinand ist ja ganz

hintersinnig, und man kann es ihr nicht verdenken. Der schöne Herr Weinand ist mit seiner Mamsell nicht nur deshalb übers Wasser gegangen, weil er ein verliebter Narr ist, sondern er merkte, daß ihm die Schulden bis an den Hals stiegen. Sie sind zahlungsunfähig; der Gerichtsvollzieher hat heute schon alles verpappt und verklebt. Und da schickt der gefühlvolle Mann noch einen Abschiedsbrief, in dem er sagt, ihre enge knausrige Welt sei ihm ein Käfig gewesen, ihr kleinlicher und altmodischer Geist habe ihn bedrückt wie Moder und Kellerluft. Darum sei er in die Freiheit gegangen, übers Wasser! Und nun fürcht' ich, dieser Brief habe das Bündel gebunden. Sie schrie: ‚So muß ich ins Wasser!' Ich bin den ganzen Tag bei ihr geblieben und hab' sie nicht allein gelassen. Sie aber hat sich benommen wie eines, das an das Allerdunkelste denkt. Ich räumte ihr dies und das aus der Hand. Aber hinter dem Geschäft, der Fluß — den kann man doch nicht wegräumen. Und jetzt muß ich zu meinen Kindern heim. Aber ich lasse die Arme die Nacht nicht allein. Wenn nur in der Zwischenzeit jemand auf sie geschaut hätte!"

Die Freundinnen beschwichtigten das aufgeregte Weib. Frau Weinand habe doch ihre Kinder, die Lore und die Buben. Und eine Mutter wie sie verlasse die Kinder nicht, da könne Leopoldine Gift drauf nehmen.

Inzwischen war es in dem ohnehin finsteren Kaufhaus völlig dunkel geworden. Frau Weinand brachte die stille Kleine zu Bett. Die Buben stritten sich noch um ihre Aufgabe, dann verschwanden auch sie in ihre Kammer. Das Haus lag an einem Steilhang, von dem weg ein grüner Anger in das noch tiefer eingesenkte Flußbett hinableitete. Der Anger gehörte zum Garten des Kaufhauses und war durch einen zweiten

Zaun mit ihm verbunden. Am Ufer standen Stamm an Stamm hohe Eschen und Weiden. Doch konnte man von den südlichen Fenstern aus die während des Tages grünlichblau schimmernden Wellen glitzern sehen. Jetzt brütete nur samtene Finsternis zwischen den helleren Zweigen, aber das Wasser schickte seine Stimme vernehmlicher herauf. Frau Weinand beeilte sich wie eine bedrängte Hausfrau vor der Abreise. Sie war in einer fast freudigen Erregung. Sie räumte die Stube sorgfältig auf und begründete alles, was sie tat, in einem halblauten Selbstgespräch. „Damit sie mir keine Unordentlichkeit nachsagen können... Was ziehe ich denn an? Diese Bluse habe ich von meinem seligen Vater. Ja in der...! Aber jetzt in Eile, sonst kommt die Leopoldine zurück!" Ihr Blick fiel abschiednehmend auf die Bilder der Eltern, auf die Mutter Gottes, auf das Kreuz in der Tischecke. Alle winkten ihr freudig zu. Im Anfang, diesen Morgen noch, hatten sie bei solchen Gedanken gedroht: Das darf man nicht! Das ist eine Schande und Sünde. Aber als der Brief gekommen war und seitdem sie wußte, daß er sie gerade an der Schwelle des Elends mit der grünäugigen Katze verlassen hatte, waren sie alle einverstanden und sagten: Das Leben ist nichts. Der Tod befreit. Bei diesem Tor mußt du hinaus! Auch war ihr alle Angst vergangen. Sie dachte an das Kommende ganz so wie an einen Sprung aus dem Elend und war voll Sehnsucht und Gier nach dem Augenblick. Sie konnte an alles wie in reiflicher Überlegung denken — nur nicht an ihn und sie. Da schäumte wildes Weh empor. Sie war wieder das elende, zerrissene, in den Winkel geschleuderte Weib. Aber diese Tat machte nicht nur ein Ende. Sie war wie das Beglückendste und Berauschendste, was sie nur je in ihrer

kurzen Brautzeit erlebt hatte. Vor dem Spiegel band sie sich das Kopftuch und knotete es sorgfältig, wenn auch mit bebenden Fingern. Sie betete dabei um Kraft und Hilfe von oben. So sinnverwirrt war die arme Frau. „Und die Lore nehme ich natürlich mit. Die ist nicht für diese erbärmliche Welt. Sie hat schon jetzt mehr geweint als gelacht. Was würden die Herzlosen einmal mit ihr machen! Die Buben — ja, die holt er über das Wasser. Die schwimmen schon und fressen sich durch. Zur Strafe lasse ich sie in dieser schnöden Welt. Heilige Mutter Gottes, du auch mit deinem Kindlein ... jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen!"

Sie ging zum Schlafzimmer Lores. „Wenn sie nicht mehr wach ist, um so besser. Sie könnte doch Angst haben und schreien. Aber Lore kommt auch so mit mir. Ich brauche nur zu sagen: Mutter will's!"

Als sie im dunklen Flur zu der Türe hin tappte, hörte sie Lore weinen. Sie hielt inne. Ach, was hatte dieses weiche, allzu weiche Kind nicht schon geweint! Und immer aus übergroßem Mitleid! Als das Kätzchen verschwand und wenn die Brüder Schelte und Schläge bekamen. Wie manches Mal hatte sie selbst eine Schuld auf sich genommen, nur um diesen derben Buben die Strafe zu ersparen. Ein engelzartes Kind! Aber warum sie wohl noch im Bette weint? Sie ahnt gewiß, was geschehen ist. Die Mutter erbarmt sie, und nach dem Rabenvater hat sie Heimweh. Nein, das ist Verschwendung. Dies gönnt ihr verletztes Frauenherz dem Ruchlosen nicht.

Frau Weinand öffnete leise die Klinke und schlich sich an das Bett heran. Dabei erinnerte sie sich, wie die Leopoldine heute wiederholt zu ihr gesagt hatte: „Aber was schleichen Sie denn, als ob wir einen Kranken

hätten?" Sie hatte es im Drang ihrer heimlichen Gedanken, die sie nicht verraten wissen wollte, unbewußt getan. Aber jetzt ging sie leise, weil sie wissen wollte, was mit dem Kinde war. Ach, die Kleine warf es auf den Kissen auf und nieder, daß das ganze Bettchen erzitterte. Sie schluchzte zum Erbarmen. Aber was preßte sie an ihre Brust? und jetzt küßte und küßte sie es! Die Puppe? Eine der Puppen, die ihre Brüder immer zu schlachten drohten und die sie oft verletzten, weil sie fanden, Lore mache sie zum Götzen. Aber nein — Frau Weinand beugte sich tiefer — es war keine der geliebten Gespielinnen. Es blitzte in den Händen des Kindes, das schwache Fensterlicht zeigte in den Fingern etwas Helles, Metallisches. Wahrhaftig, es waren die Teile des Löffels, den sie heute morgen beim Zerstechen einer harten Kuchenkruste zerbrochen hatte und um den sie von ihr Schimpf bekommen hatte.

Die Mutter strich dem Kind die Haare aus der Stirn. „Aber Lore, was ist's denn? Was machst du da?"

Die Kleine erschrak so, daß sie einen Augenblick zu weinen aufhörte. Aber dann brach es mit doppelter Gewalt hervor, so daß die Mutter Angst bekam, das Kind möchte ersticken. Sie liebkoste Lore, redete beschwichtigend auf sie ein, setzte sich auf den Bettrand und zog sie in ihre Arme. Zuletzt wurde sie strenger: „Das ist keine Art! Du mußt doch ein Braves sein! Deine Mutter befiehlt, daß du ihr eingestehst, was das bedeutet."

Lore, die keineswegs wie ein eigensinniges Kind geweint hatte, rang sichtlich um Kraft zu einem Worte. Endlich vermochte sie herauszupressen: „Ach, Mutter, mein Löffel. Und ich habe ihn geschlachtet. Ich ... und er ist tot!"

„Er ist doch nicht tot!"

„Doch, Mutter, sieh doch, und ich habe ihn immer gehabt, und er ist tot, und ich werde nie wieder...!"

„Aber Lore, was sagst du da! Man sagt doch nicht, er sei tot. Er ist eben zerbrochen. Das kommt wohl vor und ist noch lange kein Unglück. Löffel gibt es genug. Da sind uns ganz andere Dinge zerbrochen! Alles, alles ist uns zerbrochen! Weißt du das?"

„Aber es gibt diesen Löffel nicht mehr. Er ist mein Löffel. Ich habe, ich will einen andern nicht! Und mein Löffel ist tot. Er kommt nie wieder. Oh, mein armer Löffel! Und ich bin schuld!"

„Laß doch diesen alten Löffel! Was ist denn dabei, wenn er endlich zerbrochen ist! Da kann man einen andern kaufen. Es gibt viel schönere Löffel!"

„Aber es gibt keinen so lieben Löffel! Nein, keinen fremden Löffel! Dann muß ich sterben! Ich möchte bei meinem Löffel sein! Oh, ich will auch sterben!"

Die Mutter hörte tiefbetroffen dieses Wort, das sie erst wieder an den Zweck ihres Besuches erinnerte. Und schon vernahm sie das dunkle Rauschen des Flusses und spürte den Zauber, mit dem er sie heute umsponnen hatte. Das Kind machte es ihr leicht, ihr Vorhaben zu erklären, es kam ihr ja entgegengestürmt.

„Lore, sterben — das ist nicht schwer. Das kannst du geschwind hinter deinem Löffel her!" sagte sie, wieder mit ihrer trotzig murmelnden, verbissenen Stimme.

Lore fuhr in die Höhe: „Hinter meinem Löffel her? Und dann habe ich ihn wieder? Er ist wieder mein lieber Löffel?"

Frau Weinand schüttelte heftig den Kopf: „Kind, du brauchst dann keinen Löffel mehr — wir brauchen dann keine Löffel mehr. Es wird gut sein, denn wir wissen ja nicht, was wir essen sollen!"

Lore küßte den runden Löffel, den schlanken Stiel

aufs neue und herzte ihn so, daß der Mutter alle Liebe, die sie je gespendet, und alle Liebkosung, die sie empfangen hatte, in die Erinnerung kam. Wie kann doch dieses Kind lieben! dachte sie. Und in seiner Zärtlichkeit und in dieser himmelstarken Treue erschien es ihr wie eine Verklärung der Welt. Und wie es nun schmeichelte: „Es ist nicht wahr, daß wir dich nimmer brauchen! Ich weine mich zu Tode!" Da begann sie mit dem Kinde zu fühlen, als habe sie eingesehen, daß es etwas Ungeheuerliches sei, wenn solch ein Löffel hingeht. Denn, so überlegte sie, nicht der Wert macht eine Sache kostbar, sondern die Liebe, mit der man an ihr hängt. Und so einem Kinderherzen sterben Spielsachen genau so wie Erwachsenen Brüder und Schwestern. Die Mutter begann zu beschwichtigen und zu trösten. Sie setzte alle Kraft ein, ihrem Kinde zu helfen. Schließlich wußte sie sich nicht mehr anders zu helfen, als daß sie einen Löffelhimmel erfand. Leicht wurde es ihr, zu zeigen, wie der Gute mit befreiten Flügeln glitzernd in die blauen Sphären emporgeflogen sei. Engel legten ihn am himmlischen Tor auf einen goldenen Teller, Engel umdrängten ihn, nahmen ihn in ihre rosigen Finger, verkosteten mit ihm Honig und Manna!

Lore hatte bis dahin schweigend, mit gestilltem Weinen, aber zuckendem Mund und stoßender Brust zugehört. Aber jetzt rief sie mit hoher Verwunderung: „Manna? Was, Manna essen sie mit meinem Löffel?" Das geheimnisvolle Wort schien sie zu entzücken. Ein holdes, heiliges Lächeln umspielte schön ihre Lippen, und die Augen leuchteten. „Oh, erzähle doch, Mutter, wie sie Manna essen!"

Die Mutter zog mit ihrer Linken die Kleine inniger zu sich, die Rechte griff nach dem einen Löffelteil und spielte, was sie erzählte: „Das weiß ich genau, wie es

heute oben zugeht. Siehst du, Lore, so! Zur Mutter Gottes bringen die Engel deinen Löffel. Er ist so blank, wie du dir es gar nicht vorstellen kannst! Die Mutter Gottes hat eben das Jesuskind — das große, goldhaarige, wie es zu Weihnachten links am Altare liegt, auf dem Schoß. Und sie nimmt nun deinen Löffel: Ei, einen so schönen habt ihr noch nie gebracht! Sie sagen: Die Tränen eines Kindes haben ihn so silberblank gescheuert. Da nickt sie ihnen zu und küßt ihn um und um und gibt dem liebsten Kind Manna. Und immer wieder Manna. Das ist weißer als Milch und süßer als Zucker und schmeckt besser als alles, was Menschen essen können. Und wer auf Erden Leid und Weh erfahren, der vergißt es beim ersten Bissen. Und beim zweiten wird er froh, daß alle Freude der Welt noch Trauer war. Und die Augen gehen ihm auf, daß er alle Dinge recht erkennt. Und das Jesuskind lacht: Noch nie war dein Manna so süß wie heute. Das hat aber geschmeckt! Woher hast du denn diesen Löffel? Und küßt ihn um und um, gerade so, wie du es getan. Und es sagt die Himmelsmutter: Den hat dir das gute Kind, die Lore, geschenkt! — Hat sie aber darum so viel geweint? fragt das Jesuskind und legt den Löffel an die rosenrote Wange. Oh, sagt die Mutter und lächelt, das ist bei den Menschen immer so, wenn sie etwas verlieren. Aber wenn sie wissen, daß es zu dir kommt, dann freuen sie sich und geben es gerne hin!"

„O ja", rief Lore und patschte in die Hände: „Sage es ihm doch! Und alles gerne, alles, auch die Puppen!" Und dann lag sie regungslos und glücklich, ganz im Anschauen des himmlischen Mahles in ihrem Bettchen. Um den silberblanken Löffel noch besser schauen zu können, schloß sie die Augen, und nur der still lächelnde Mund zeigte, daß sie in dem Löffelhimmel schwebte.

Die Mutter schwieg. Lore flüsterte noch ein paarmal: „Manna, gelt Mutter, Manna, und alles ist vergessen!“ Endlich atmete sie einige Male hoch auf, so wie man es tut, wenn Leid sich löst und befreiender Schlummer das himmlische Manna der Tröstung reicht.

Und auch die Mutter atmete hoch auf. Ihr Blick suchte das Muttergottesbildchen über dem Bett des Kindes. Hatte nicht auch sie ein wenig von der Kost der Seligen genossen? Die Augen waren ihr aufgegangen, verraucht war das Gift des Taumelkelches, von dem sie genossen hatte. Ihr war, als habe der Himmel, der so ehern verschlossen schien, dieses Kind als Engel zu ihr gesandt. Es war ihr unmöglich, noch an die tiefe, schwarze Flut zu denken. Als es unten klingelte, erschrak sie und umfaßte das Kind, als wollte sie es schützen. Es war aber nur die Putzfrau Leopoldine, die gekommen war, um noch einmal nachzusehen. „Es ist doch nicht gut, wenn eine Frau mit ihrem Kummer so allein ist!“ sagte sie. Wenn es ihr Trost gebe, wolle sie gern auf dem Diwan schlafen, um zur Hand zu sein.

Frau Weinand dankte ihr und sagte: „Es ist nicht notwendig, daß Sie die Ihrigen verlassen. Eine Mutter ist doch nie allein. Meine Kinder helfen mir schon!“ Und sie sagte es so tapfer, daß sich die Getreue beglückt zufrieden gab.

Als Frau Weinand, sich von Leopoldine verabschiedend, noch ein wenig unter der Türe stand, schaute sie zum gestirnten Himmel auf und murmelte: „Schließlich ... von dorther gesehen ... weinen wir großen Kinder auch nur so ... um zerbrochene Löffel!“

Friede

Es war im Jahre 1649 und noch früh im April. Da stand ein schwerer Planwagen mit einem alten Grauschimmel bespannt mitten in den Trümmern des verfallenen Dorfes Habratshofen. Der Morgen kam, sonnte den grauen Reif von Rad und Speichen ab und strahlte so kräftig, als wollte er den Wagen ins Weite hinausscheinen. Die Winde spielten mit den Plahen, griffen dem mit trübselig gesenktem Kopfe dastehenden Schimmel in die dünne Mähne und säuselten: „Nun hü endlich einmal!“ Ein Rudel Spatzen kam mit unendlichem Geschwätz und Geschrei über die Stauden herab und höhnte: He, he, der Schimmel hat keinen Fuhrmann; he, hi, he! Wartest auf den Fuhrmann? Oder auf Gassenbuben, daß sie dich zwicken? Siehst du denn nicht, daß das Dorf rein ausgestorben ist? Seit sieben Jahren knallt da keine Tür mehr und keine Peitsche. Wir Spatzen sind jetzt alles in allem und die einzigen Gassenbuben; könnten wir dich doch zwicken. He, he! Oder wartest du auf die Stare und die Lerchen, ja, der Frühling war schon einmal da! Aber wie der Winter noch einmal brummte, da sind die feinen Vögel

alle zum Bodensee hinab. Denn bei so einem Neuschnee — schau nur, metertief, wie er bläulich glänzt — da weiß sich nur ein Spatz durchzuschlagen! He, he, der hat keinen Fuhrmann!"

Aber auf einmal zog sich der Schimmel zusammen wie unter der Wucht einer grimmen Geißel, er hob den Kopf, sah sich um und trabte durch die toten Gassen der Landstraße zu, die durch einen langen Zug von Raben angezeichnet war.

„He, he!" zeterten die graugeflügelten Dorfgassenbuben: „Nun hat er doch einen Fuhrmann, den Hunger. Ein schlechter Fuhrmann, der Hunger!"

In der Tat zeigte sich der Hunger als ein schlechter Fuhrmann. Der schwerfällig dahintrabende Gaul blieb überall stehen, wo eine dürre Schafgarbe oder Wegwarte den Schnee durchstach. Da biß er dann die Stengel ab, heißhungrig mit faltigen Lefzen und gelben Zähnen schnappend. Als sie alle abgefressen waren, trieb ihn der böse Hunger bis zum Waldrand. Hier standen struppige Tannenbüsche. Er biß die zarten Spitzen und Knospen ab, bis er von der zähen Weide müde war und trotz seines Fuhrmanns wieder einschlief.

Da er nun vor dem Walde als ein Wartender stand wie vorher am Gehöfte, träumte ihm wohl, er stünde im wärmsten Stall vor einer mit Heu vollgestopften Krippe, denn er knirschte und kaute mit gierigen Zähnen und leckte mit der dürren Zunge die leeren Lippen. Oder umzitterte ihn wie ein altes Wetterglas bereits heimlich im Blauen Webendes? Wahrhaftig, als ihn endlich ein gewaltiges Rabengezänke aufweckte, da war es wirklich wonnesam warm um ihn her, und die Luft duftete wie nach feinem Heu. Der Föhn war mitten in der Nacht über die Berge herabgefallen und umbrauste jetzt seine rheumatischen Glieder mit linder Zart-

heit. Auch der Föhnsturm war ein Fuhrmann und schwang eine Peitsche. Aber sie schmerzte nicht. Sie koste und schmeichelte, und der Grauschimmel hob plötzlich in einer gewissen Jugendlichkeit den Kopf, wagte sich in den Wald und stolperte tapfer an seinem Rande durch das tannumhegte Tal. Wollte er stehenbleiben, so fuhr ihm die Windsbraut in die Flanken und schob ihn weiter. Oh, lenkte dieser Föhn nicht alles in seiner Faust, was für Rosse jagte er vor sich her! Schwarze, wilde Wolken, Lüfte heiß wie Saharasand, so daß sie mit einem Schlag die kalte Last des Neuschnees brachen! Elend und krank, zerrinnend und zerfließend lag er alsbald auf den Fluren. Der Fuhrmann aber — dieser wilde Afrikaner — jauchzte wie ein Sieger und geißelte immer neue Wolken heran; aus ihnen schoß er laulichte Regengüsse auf die letzten Schneehärten und Schneewehen. Hochauf spritzte das Wasser in den Radgeleisen, und bald begannen die Räder, die wie Schlitten sachte gegangen waren, über Steine und Kies zu lärmen und zu poltern.

Während nun die glitzernde Herrlichkeit der letzten Winterkraft über brauner Erde und grünen Halden wich und überall der Saft des Regens und des zerronnenen Schnees rieselte, regte es sich auch innerhalb der durchnäßten Plahen des Wagens. Ein Knabe wickelte sich aus dicken Kotzen, setzte sich aufrecht, strich wie ein Träumender mit der flachen Hand über das hagere Gesicht und starrte einige Augenblicke dumpf vor sich hin. Plötzlich schnupperte er, roch Brot, fuhr darauf zu und begann heißhungrig zu essen. Erst als er eine Zeitlang voll Gier gekaut hatte, erinnerte er sich seines neben ihm schlafenden kleinen Bruders, weckte ihn und reichte auch ihm ein Stück Brot. „Da, seh Gall, nimm!“

Auch Gallus aß in alles vergessender Gier und ohne sich zu kümmern, wohin sie der Wagen bringe. Als sie sich gesättigt hatten, reckten sie sich und lauschten auf das Brausen des Sturmes, auf das Rauschen der Wasser und sahen auf die großen Tropfen, die von der Plahe auf sie niederfielen.

Der kleinere fand endlich doch die Sprache: „Sage, Wolfi, wo ist denn der Vater?" fragte er weinerlich. Wolfi blickte mit trüben Augen um sich, tändelte mit den Tropfen und stieß endlich heraus: „Halt nicht mehr da!" Dann verkroch er sich unter der Decke, als wäre er vor seinen Worten erschrocken.

Der Kleine weinte und rief immerzu: „Halt nicht mehr da! Die Mutter ist auch so nicht mehr dagewesen. Wir werden auch so — — o Wolfi, ich habe Angst!"

Endlich verkroch auch er sich unter die Decke, und sein Schluchzen wurde von dem unsanft schaukelnden Wagen eingewiegt.

Aber der Gaul hatte eben ein Dorf erreicht, er spürte die Nähe von Heu so verlockend, daß er laut und sehnsüchtig wieherte. Und dieses Dorf, das jetzt vor ihm lag, lebte wirklich; blauer brenzliger Rauch wehte aus den Kaminen. Es lag im weiten Tal, zwischen zwei blauschwarzen Tannenhöhen, ein Bach stürmte dem Grauschimmel voraus, den Häusern zu, ein Geselle voll stürmisch wilder Kraft.

Aber was ist das? Als sie die ersten Häuser erreicht hatten, da verschwand die Straße. Der Bach breitete seine gelbe Flut auch auf ihr aus. Bald gab es überhaupt keine Straßen mehr, keine Ufer, nur rieselnde, übermütige Wasser und auf dem ansteigenden Gelände zur Rechten, Linken, gleich Inseln, Gärten und Gehöfte, aber auch sie von der Schneeschmelze bedroht.

Der Schimmel war bei der ersten Hofeinfahrt an-

gelangt. Er bog sofort rechts ab, den offenen Ställen zu. Aber da rief eine angstvolle Frauenstimme: „Ein Wagen ohne Fuhrmann!" und alsbald kamen Männer und Burschen heraus, bedrohten den trübseligen Gaul mit Prügeln und Sensen, schlugen ihn mit Geißeln und scheuchten ihn in das Wasser zurück. Dabei schrien sie in wilder Angst, er sei ein Pestgaul, der Fuhrmann sei gewiß von ihm weggefault, und in diesem Karren wolle das gräßliche Gerippe von einem Gaul nichts als die Pestilenz zurückbringen.

Der Gaul wich und versuchte bei der nächsten Einfahrt eine Herberge zu finden; aber hier hatte er so wenig Glück wie bei der dritten und vierten, überall entsetzte man sich vor einem Karren ohne Fuhrmann wie vor dem leibhaften Tod. Er watete geduldig und mit gereckten Ohren vorsichtig durch das Wasser. Die nachsehenden Leute hofften vergeblich, daß der gefährliche Wagen über die Ufer weg in die Flut gerissen würde. Doch sie hatten nicht lange Zeit, sich um ihn zu kümmern. Die steigende Überschwemmung bedrohte ihre Ställe und Scheunen. Sie jammerten: „Feindesplag, Feuersgefahr, Schwed und Pestilenz — und nun am End noch Wassersnot!" — Und sie trösteten sich zugleich: „Mag sie kommen, wenn sie nur endlich den Frühling zurückbringt und diesen Wintereinfall davontreibt! Jetzt tut nichts so bitter not wie Gras und Wachstum. Das Heu ist verbraucht. Wir müssen den Kühen die Milch in die Barren schütten, um die Tiere am Leben zu erhalten. Gras ist schon unter dem Schnee fingerlang gewachsen! Der Luftzug soll ihn aufräumen!"

Der Grauschimmel setzte inzwischen mit Bettlerbeharrlichkeit, mit der Zähigkeit der Not seine Versuche weiter. Er war vor einem armseligen Seldhaus an-

gelangt, das jedoch den Paläſten Venedigs glich, inſofern es ganz von Waſſer umfloſſen war. Eben ſchoß aus dem Tor ein Knettrog wie eine Gondel heraus, wirbelte eine Zeit um ſeine Achſe und wurde dann von der Flut fortgeriſſen. Dem Knettrog wirbelte eine blaue Wiege nach und ging alsbald ſamt ihren Schildereien unter. Der Grauſchimmel blinzelte. Dachte er: Hier iſt eine Wiege, alſo gibt es wohl Kinder und ſo auch gute Herzen? Er ſetzte an, traf die Mitte des engen Torweges und polterte über die leere Tenne hin, die das Haus in zwei Hälften ſchied. Niemand ſchrie, niemand geißelte und jagte. Ja, er fand ſogar am hinteren Ende ein Strohbündel. Wohl lag es im Waſſer. Aber der Gaul hatte erreicht, was er wünſchte. Er ruhte und kaute — ſein arger Fuhrmann wich.

Die zwei Knaben waren durch das Poltern der Tenne und das plötzliche Stillehalten des Wagens aufgeſchreckt worden. Sie öffneten die Hinterwand ihres engen Hauſes, ſahen das rauſchende Waſſer, das zwiſchen die Räder hinein, ja, in die anſtoßende Stube floß, und flüchteten trotz ihrer Jugendlichkeit beſonnen und gewandt nach kurzer Umſchau über eine Leiter auf die Heubühne.

Sie hatten nicht bedacht, welchen Schrecken ſie hier anrichteten, denn die Bewohner der Seldhütte hatten ſich ebenfalls an dieſe waſſerſichere Stätte geflüchtet — und das waren lauter Weſen, ſo ſchwach und ängſtlich, wie die Fahrenden ſelbſt: Drei Kinder, zwei Buben und ein überaus zartes Mädchen, eine Ziege mit ihren Zicklein und eine Gluckhenne mit ihrer Brut.

Und nun poltert nicht nur dies Ungetüm von Wagen und Schimmel in das Haus, ſondern zwei fremde Knaben, fremdartig gekleidet, klettern zu ihnen auf die Bühne! Die Knaben verdeckten zuerſt ihre Schweſter,

dann sich selbst mit Heu. Die Ziege senkte ihre Hörner und stellte sich kampfbereit vor die Zicklein. Die Glucke aber fuhr auf, bauschte die Federn und gluckte so grimmig, daß die zwei Fahrenden sich möglichst entfernt in einer Heuschicht einkuschelten und nicht wagten, sich auch nur zu regen.

Der Frühlingssturm stampfte unterdessen mit Jauchzen und Gepolter auf dem Dach; von den mächtigen Steinen, welche die Schindeln beschwerten, rollten zwei, drei über das Dach hinab und klatschten in das Wasser. Die Bäume vor der Hütte seufzten, der Kamin röchelte. Mit Drangsalen und Drohungen, ungemach und ungeschlacht befreite der Afrikaner das Land. Und doch klang es aus all dem Gestöhn und Gesenfze wie Lachen und Jubelruf. Auch das auf dem engen Raum der Heubühne zusammengedrängte Stück Frühling spürte eine heimlich lockende Süßigkeit in den pochenden Herzen, in den mißtrauisch fragenden Gedanken.

Zuerst gewannen die Tiere Fassung und Ruhe zurück. Die Zicklein sprangen von dem Schober herab, auf den sie geflüchtet waren, suchten Futter und setzten bald ihr Spiel um das Muttertier her fort, als wäre nichts geschehen. Die Alte aber beguckte sich, an den Rand der Bühne tretend, neugierig Gaul und Wagen. Die Hühnlein rannten und hüpften unbesorgt nach den tanzenden Mücken.

Endlich wagten es auch die fremden Kinder, zu wispern. Sie merkten, daß ihnen hier keine große Gefahr drohe, und hofften, in dieser Geborgenheit übernachten zu können. Aber gleichzeitig erhoben sich wieder die im hoffnungslosen Bangen erschlafften Kümmernisse: Der Hunger war erwacht: „Wolfl, wo ist der Vater, und mich hungert!" flüsterte der kleinere von den Fahren-

den. „Nit weinen, Gall, ich hol' Brot", beschwichtigte Wolfgang, stieg in den Wagen hinab und kam mit Brot und Messer zurück.

Die Seldnerskinder sahen von ihrem Verstecke aus, was geschah, und rochen mit Gier die Würze des Brotes. Denn der Backtrog war nicht von ungefähr davongefahren. Er war längst leicht und leer gewesen. Doch sie hatten ja die Ziege neben sich. Alsbald lockten sie das Tier herbei und melkten es in einen braunen, irdenen Topf. Der Duft der Milch nun wiederum brachte den Fahrenden Not. Der Kleine neigte sich heimlich gegen die Trinkenden, seine Augen leuchteten, als sähe er Wunderbares. „Wolfi, lug ... sie haben Milch!" Wolf nickte. Er schnitt Brot ab, warf es hinüber und wagte das erste Wort: „Hier — könnt Brot haben für einen Schluck Milch!" Jene fingen das Stück auf, brockten es in die Schüssel und aßen es, vor Vergnügen seufzend. Denn es war schon Monate her, daß sie zum letztenmal Brot gegessen hatten. Dann reichte der älteste Seldnerbube scheu und stumm Milch zu den Fremden hinüber.

Als nun die Fremden voll Behagen mit ihren hölzernen Löffeln Milch und Brot aus der Schüssel schöpften, hüpfte plötzlich, gleichfalls von der Milch angezogen, eine Katze mit einem halben Dutzend Kätzchen vom Gebälke herab und stellte sich bettelnd und miauend vor den Knaben auf, die eben bei der Neige — ach, wie köstlich lockte diese Neige — angekommen waren. Aber auf der Stelle hörten beide zu essen auf und schoben den artigen, sauberen Tieren die leckere Milch hin. „Da — ihr Hungerleider!"

Nun hoben sie sich hüben und drüben aus den Verstecken, schauten auf die um die Schüssel gedrängten runden Köpfchen, lachten sich ganz offen an und wußten,

daß sie keine Furcht mehr voreinander zu haben brauchten. Gleichwohl redeten sie noch nicht miteinander, so sehr hatte die verfeindete Welt selbst die Kinder zu Vorsicht und Mißtrauen erzogen.

Als es Abend wurde, fuhr ein so greller roter Schein durch die Ritzen der Hütte, daß die Kinder erst glaubten, das Dorf sei von lichten, himmlischen Scharen heimgesucht worden; dann bangten sie fast, der Weltbrand sei gekommen; denn auch aus den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser quoll ein feuriger Strom, und die Wasserfluten leuchteten in goldigem Glanz. Sie falteten die Hände, bekreuzten sich und beteten. Der Sturm wich bald einer öden Stille, durch die nur das Rauschen des Wassers klang. Die Dämmerung brach herein, und mit ihr wichen Goldglanz und Schimmer. Die Tiere sahen der Nacht voll Gefühl des Behagens entgegen. Wiederkäuend lagen Zicklein und Ziege. Die Bruthenne setzte sich, öffnete alle Zellen ihres Federngehäuses, und die wärmehungrigen Vögelchen krochen fröhlich piepsend unter. Aber über die kleinen Menschlein kam das Bangen der Nacht und Fremde. Sie fürchteten das Wasser und die Schatten; sie waren gequält von Erinnerungen und Schreckbildern ihrer jungen Tage. Aber schließlich ließ sie doch gnädiger Schlaf unterschlüpfen wie die Gluckhenne ihre gelben Vöglein. —

Am andern Morgen wurden sie von einer rauhen Männerstimme aufgeschreckt: „Hallo, Florian, lebst noch?"

Der Seldnerbub, dem das galt, fuhr auf: „Das ist der Richter!" Dann antwortete er: „Jawohl, Richter, warum nit?"

„Was habt ihr da für Einquartierung?"

„Gute, zwei Buben wie wir, sind brav. Sonst niemand!"

„Treibt sie aus. Die Vaganten sind gefährlich!"

Man hörte um das Haus her das Schlürfen harter Schuhe auf dem Kies, welchen das während der Nacht zurückgefallene Wasser abgelagert hatte. Dumpfe, beratende Stimmen murrten zu den angstvoll Lauschenden empor. Da Florian keine Antwort gab, wiederholte der Richter: „Jagt sie aus, sonst müssen wir räuchern. Was wollen die Vaganten? Die Pestilenz hetzen sie uns auf den Hals!"

Jetzt gewann Brigitte, die kleine, zarte, Kraft zu einer Antwort: „Nit sind sie bös! Sie schenken uns Brot!"

„Jagt sie dennoch aus! Wär' im Karren nit die Pest, wie wär' er ohne Fuhrmann gekommen!"

Nun berieten die Männer. Da war einer, der mit gutherziger Stimme beschwichtigte. Die Pestilenzen seien doch gänzlich ausgelöscht, auch hätten sie ja nach zuverlässiger Kunde den allgemeinen Frieden gemacht. Andere widersprachen: Friedenspost sei oft gekommen und Lug und Trug gewesen. Es bleibe dabei, solange die Klausnerglocke nicht läute, sei der Friede hinter allen Bergen, und noch habe die heilige Glocke nicht Laut gegeben.

Ihnen stimmte der Richter zu: „Ich glaub nit an den Frieden der Potentaten und auch nit an den der Pestilenzen. Eins glaub ich: Wehr dich, so hast Frieden." Und er rief mit zornig polternder Stimme zu den Kindern empor: „Also denn, Florian, wir müssen euch bannisieren, bis ich mir gewiß bin, daß eure Vaganten die Pest nicht bei sich führen. Ehvor kommt mir keins von euch unter die Leute! Keins wage einen Schritt vor die Tür!"

Danach gingen die Männer weiter, die Verbannten aber schauten sich schweigend und in neuen Ängsten an. Doch die aufgehende Sonne brach mit solcher Kraft in den kühl-dämmerigen Raum ein, daß alle freudig angezogen in die langen, goldenen Lichtstreifen rückten, welche durch Astlöcher und zermürbte Bretter hereindrängten. Ihre Finger tasteten nach dem lichten Gelock, die Wangen schmiegten sich an die warmen, weichen Sonnenflecken wie an Mutterwangen, und sie vergaßen die harten Worte und die dunklen Reden von Ansteckung und Pestilenz.

Wolf hob endlich sogar eine der Dachschindeln auf die Seite, um Ausguck zu halten. Und da sah er, daß das Bächlein wieder lieblich und genügsam zwischen grünen Ufern hinschlenderte, die Wolken schwebten heute hellgefiedert hin, der Schnee war bis auf wenige Flecken am Hang verschwunden, und die von ihm niedergequetschten Wiesen reckten ihre Blumen und ihr junges Grün fröhlich der strahlenden Sonne und dem blauen Himmel entgegen. Auf einem Anger blühten die Himmelsschlüssel, als wären hier goldene Strahlen geronnen. So war also gestern mit ihnen der vertriebene Frühling wieder eingezogen! Oh, wie warm brannte der Tag auf die rauchenden Schindeln, was hatte der treue Gaul doch für ein liebliches Nest gefunden!

Die Seldnerkinder erzählten: Dort oben stünden Kirche und Friedhof. Der Klausner habe sie versorgt bis zum Feindeinfall. Da habe er die Glocke in einem unterirdischen Gang tief unter dem Wald versteckt und sie zum Schlafen gebettet. Komme er mit seiner Glocke zurück und lasse sie schallen, so habe alle Not ein Ende. An jedem Morgen warte man auf den geweihten Klang. — Aber mitten in dem Gelb und Grün, zwischen den blauen Rauchfahnen der Häuser starrten auch hier

schwarze Brandstätten, zerbröckelte Mauern, rußig und hart in die Luft gereckte Dachbalken.

„Auch die Kirche hat euch der Feind verbrannt!“ sagte endlich Wolfgang, als er sich vergeblich nach dem Turm umgesehen hatte. Aber nun schob auch Florian seinen Kopf aus den Schindeln und zeigte mit ausgestreckter Hand zum Berghang empor. Dort hinter Gebüsch halb versteckt ragte ein dicker Sattelturm am Trauf des Tannwaldes empor.

„Wir haben es auf die Höhe gestellt, näher zum Himmel und zum Wald!“ rief er aus. In diesem Augenblick geschah etwas, was die Augen zur Bühne zurückzucken ließ. Die Sonne schien ihr Getier heimlich gelockt zu haben. Denn auf einmal suchten alle ins Freie zu kommen. Zuerst mit Lärm und Gefluder die Henne und ihre Küklein, dann die Ziege und ihre Jungen wagten den Sprung.

Die Kinder quälte es, jedes Gliedlein wollte sich regen. Sie berieten, was zu tun sei. Aber die Ziegen ließen ihnen keine Zeit zum Überlegen. Florian meldete von seinem Ausguck her, daß die Tiere bereits durch die Hecke geschlüpft seien und neugierig und lecker immer weiter dem Walde — dem Walde, wo der Wolf lauert, entgegenhüpften!

„Ich habe sie im vergangenen Herbst immer unter den Haselbüschen am Klausnerquell gehütet, ich wette darauf, sie rennen dem Gotteshaus zu“, rief er erregt. „Ich muß sie einholen.“

Und nun huschte er die Leiter hinab. Da gab es aber kein Halten mehr. Vergessen waren Bann und Drohung. Sie schlüpften alle wie Wiesel ins Freie. Oh, wie köstlich duftete es nach Grün und Veilchen! Die Knaben schlossen das hintere Tor auf, spannten den Schimmel aus und schenkten ihm goldene Freiheit und

grüne Weide. Die Gluckhenne scharrte im Sand, und am sonnigsten Sonnenplätzchen säugte wohlig hingedehnt die Katze, diese heimliche Schleicherin zur Freiheit, ihre runden Jungen. Wolf setzte die anfangs ängstliche, aber rasch ermutigte Brigitte auf den dürren Rücken der Mähre, und nun drängten sie den Geißlein nach durch die völlig menschenleeren Wiesen an blühenden Haselsträuchern vorbei, umleuchtet von Mittagssonnenschein, den Klausnerquellen zu. Sie brockten gelbe Himmelsschlüssel und weiß-grüne Schneeglöckchen und steckten sie ins Haar.

Die Seldnerbuben erzählten den Fremden unterwegs schwärmend von den aus dem Hang brechenden Silberadern der Quelle wie von einem geheimnisreichen Märchenpalast und von der Glocke, die der Klausner in dem unterirdischen Gang versteckt habe. Bisweilen in stillen Nächten höre man sie aus der Erde läuten.

Fast bangte den Fremden vor dem Kirchlein und seinen Wundern. Jetzt bogen sie die bienenbeschwärmten Haselsträucher zurück, um die Dämmerungen des Grottenhauses zu zeigen — doch siehe, was beugt sich dort in brauner Kutte und braunem Habit zum Wasser nieder, was ist das für eine Hand, die den grauen Steinkrug in die Flut taucht? Und was humpelt jetzt krügeschleppend die moosige Steintreppe hinan? Der flatternde Wind läßt nur den silbernen Bart des Abgewandten sehen, und klappernde Holzschuhe blinken und zwei helle Füße! Die Kinder standen und starrten. Der Gaul, einen saftigen Zweig in den gelben Zähnen, wieherte. Wie das schallte, wie das ein Echo weckte, so, wie von schlafenden Glocken in tiefen Höhlungen! Das Mädchen weinte leise vor Angst, die andern steckten den Finger in den Mund oder rissen die Augen wie in einem Märchenwald auf. Aber endlich stotterte der

große Seldnerbub hervor: „Der Klausner ... Alle guten Geister, das ist der Klausner!"

Und jetzt bückte sich die spitze, braune Kapuze und verschwand im Friedhofspförtchen. Die Kinder vernahmen nichts mehr als ihre klopfenden Herzen. Ob er nun wohl eben wieder in den unterirdischen Gang hinabtaucht? Das wollten die großen Buben sehen, sie rannten zum Gotteshaus empor und schoben das Türlein auf. Da prallten sie gegen den Klausner. Sie schrien auf, sie starrten ihn an: Welch ein Bart, welch ein in den Haarwald verkrochenes Runzelgesicht!

Aber der Klausner sprach ihnen freundlich zu: „Ei, Kinderlein, euch hat mir Gott gesandt, ihr müßt mir helfen! Ei, daß nun gerade junges Leben, Kinderlein kommen müssen! Habt keine Angst. Wann hätte ein Kind einen Klausner gefürchtet!"

Er rief auch die zögernden Kleinen, Gall und Brigitte, herbei, die immer noch unschlüssig waren, ob sie zum Dorf zurückrennen oder sich verstecken sollten. „Kommt nur, ihr mit den Himmelsschlüsseln im Haar, auch ihr sollt zu dem guten, zu dem denkwürdigen Werk helfen, kommt mit auf den Turm — den Frieden einläuten und den Frieden ausschreien ins Land!"

Er lachte und winkte.

Da wurden sie zutraulich. Zuerst die scheue Brigitte. Die merkte, daß sie da gute Augen anlachten, und daß dieser Bart gesegnet sei wie ein Neuschlein Flachs. Sie nahm Gall bei der Hand, sie tappten an ihn heran und küßten ihm die braune Hand. Und er führte sie durch die geschwärzte und verschimmelte Kirche in einen spitzen Torbogen hinein. Hinter diesem war eine Steintreppe. Sie schurften auf den sich windenden Stufen hinauf und kamen an Leitern, morsch, wackelig und mit verlechzten Sprossen.

„Kinderlein, hinauf, fürchtet euch nicht! Kinder und Klausner werden von Spinnweben getragen!"

Nur schwarze Dohlen flogen erschreckt vor ihnen auf und ins Freie hinaus, aber der Klausner lachte so lustig, daß die Knaben ohne Zagen dem Glockenhaus zukletterten. Schon schimmerte Licht aus den Schalllöchern herein, und da leuchtete im Sonnenschein die uralte, geheimnisvolle Glocke rotbraun wie ein in der Höhle winterschlafender Dachs.

„Ich hatte sie versteckt in Schutt und Schmutz, Kinderlein, aber ist sie nicht wieder sauber geworden, he, Buben, und nun müßt ihr mir helfen, sie aufzuwecken, die Alte, sie muß weinen, lachen, singen!... Kinder und Klausner bringen sie wohl wieder zum Leben. Hier, seht, der Strick, greift zu!"

Und da zogen die jungen und alten Hände, daß der Staub vom Glockenstuhl rieselte, daß das verrostete Eisen schrillte — und endlich sang die Glocke. Oh, wie sie sang! Sie übertönte das Krächzen der wütenden Dohlen, die den Turm umzirkelten. Bim, bam, bim, bam machten die Knaben. Friede — Friede machte der Klausner mit tiefem Baß. Und er beugte sich aus den Schallöchern, auch die Knaben guckten über ihn weg ins Freie.

„Seht, sie kommen!" schrien sie in das Getön hinein.

Und siehe, aus den Häusern heraus rannten die Leute und schlugen die Hände über den Köpfen zusammen und rannten über die grünenden Wiesen und über die leuchtenden Schneekatzen den Berg hinauf.

„Steckt eure bekränzten Köpfe zum Turm hinaus," ermunterte der Klausner, „der Turm sei heute wie ein alter Baum, der plötzlich voll Sang und Blust geworden ist."

Als der ganze Berg von Menschen wimmelte, da hielten sie endlich die Glocke an.

„Kommt her!“ sagte der Kapuzenmann, und sie mußten sich alle neben ihm zu den Menschen hinausbeugen, und der Klausner rief: „Gloria in excelsis Deo!“ Lob sei Gott, Friede ist, und die Pestilenzen sind gestorben. Gott schickt euch den Klausner, die Kinder und die Glocke als Boten, da müßt ihr's glauben. Friede, Friede!“

Und sie glaubten es alle und riefen: „Lob sei Gott! Friede, Friede!“ —

„Richter — und wir — und die Fremden?“ schrie der Seldbub Florian, die Hände rund am Mund über die Mauern hinab.

Der alte Richter winkte mit seinen schweren Tatzen, wischte sich erst ein paar Tränen ab, dann erwiderte er: „Ihr armen Waislein, Krieg und Pestilenz sind um. Friede und Frühling sind wieder. Nun ist auch die Härte um. Ohne Fuhrmann seid ihr gekommen, ihr Fremden. Ich will euer Fuhrmann sein, ein milder und guter, und euch durchs Leben weisen, solang ich kann! Kommt, seid unser!“

„Lob sei Gott!“ sagte da der Klausner, und „Lob sei Gott!“ zwitscherten die Kinder und rief das ganze Volk, bis endlich die Glocke wieder sang: „Friede — Friede!“

Nachwort

Von Dr. Heinz Brasch

Am 29. April 1928 feierte Peter Dörfler, der Dichter und Theologe, seinen 50. Geburtstag. An diesem Tage zeigten ihm viele Freunde, was er ihnen als Dichtermensch geworden war. Man begegnete ihm mit derselben Herzlichkeit, die aus seinem Wesen und aus seinen Werken uns entgegenströmt. Im Jahre 1912 erschien sein erstes Werk: „Als Mutter noch lebte". Bis zum Jahre 1928 folgten zwanzig Bücher; unter ihnen: „Judith Finsterwalderin" (1916), „Der Roßbub" (1917), „Der ungerechte Heller" (1922), „Am Eichentisch" (1927), „Die Schmach des Kreuzes" (1927/28). Es gibt wohl wenig Menschen, die mit fünfzig Jahren so jung geblieben sind wie unser Dichter. Die Liebe zu der schwäbischen Heimat, die Ehrfurcht vor seinen Eltern lebt in ihm so stark, daß er sich immer als Kind dieser Erde fühlt: einfach, froh und ernst, verträumt und aufmerkend — so wie ein Kind eben ist oder doch sein soll. Ob er von Zeiten spricht, die längst der Geschichte angehören, ob er mit uns in der Gegenwart weilt, er sieht und schildert nur Menschen. Dadurch bekommen seine Romane und Erzählungen etwas Zeitloses. In einer Epoche, die viel zuviel Probleme und Schwierigkeiten sieht, wo gar keine sind, brauchen wir — vor allen Dingen die junge Generation — einen Dichter, der in seiner wohltuenden Schlichtheit mit uns Wege geht, auf denen uns der Hauch einer gesunden Weltanschauung erfrischend entgegenweht. Immer ist er vornehm und taktvoll, eine Eigenschaft, die nicht genug geübt werden kann. Und in allem fühlen wir, daß das Erdgebundensein nur dem erträglich ist, der frei zu seinem Gott steht. Und weil er Menschen bringt, so vermag er auch Leben zu gestalten: wahre Wirklichkeit. Peter Dörfler sagt von sich selbst: „Geschichte muß

wahrhaftig sein. Aber von ihr habe ich gelernt, daß auch Poesie bis zu Flaum und Feder echt und wahrhaftig sein muß. Bei aller Freiheit der Erfindung und der Einkleidung, was sie gestaltet, muß echtes Leben sein." Wer nur dieses Bändchen von unserem Dichter gelesen hat, der wird schon die blutvolle Wärme verspüren, die seine Selbstbekenntnisse durchdringt.

Die in dem vorliegenden Bändchen enthaltenen Erzählungen wurden dem Sammelband „Am Eichentisch" (Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, K.-G., München) entnommen.

Der junge Tag

Eine Auswahl aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von Dr. Heinz Brasch

Band 1
Hermann Stehr / Helene Sintlinger

Band 2
Walter von Molo / Im weiten Meer

Band 3
Wilhelm von Scholz / Das Gerücht

Band 4
Paul Zech / Das Baalsopfer

Band 5
Peter Dörfler / Marienseele

Band 6
Rudolf G. Binding / Die Vogelscheuche

Band 7
Herbert Eulenberg / Die Windmühle

Band 8
Hans Grimm / Aus John Nukwas Lehrjahren

Band 9
Albrecht Schaeffer / Das verdoppelte Lebensalter

Band 10
Karl Röttger / Auf Sommerwegen

Kartoniert und fein in Leinen gebunden / Die Reihe wird fortgesetzt
Ausstattung von Hans Möhring, Leipzig

Staffel	Kartoniert	Ganzleinen
Einzelpreis je Stück	0.70 RM.	1.50 RM.
bei 10—49 „	0.63 „	1.35 „
„ 50—99 „	0.60 „	1.25 „
von 100 Stück ab	0.56 „	1.20 „

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Hoff.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 071844820